Die Geheimnisse von Berlin.

Aus den Papieren
eines Berliner Kriminal-Beamten.

Mit Illustrationen in Stahlstich von P. Habelmann.

Vierter Band.

Berlin, 1844.
Verlag von Meyer und Hofmann.

REGIA MONACENSIS
4-6
618 F

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

XXXVIII.

Wie der Polizeirath X. düpirt wird.

Zu derselben Stunde, in welcher die Kunstreiterin dem Fürsten die gewichtigen Mittheilungen machte, saß in einem Viktualienkeller an der Ecke der Jerusalemsstraße und des Dönhofsplatzes ein einzelner Mann.

Er hatte sich eine kleine Flasche Weißbier geben lassen, dieselbe jedoch unberührt vor sich auf den weißgescheuerten Tisch gestellt.

In der frühmorgendlichen Sonntagsstille war er der einzige Gast des Zimmers. Der Wirth hatte den Eckplatz am Ofen eingenommen und war in süßer Ruhe entschlummert.

Der Fremde ging in der bürgerlichen Tracht eines Arbeitsmannes. Er schien in ernsthafte Reflexionen versunken; wenigstens behauptete er in seiner äußeren Erscheinung die starre Unbeweglichkeit eines Menschen, der sich ganz in sein Inneres versenkt hat.

Es war Maulspitzer, den der Jude in der jüngsten Nacht zur Theilnahme am Einbruch beim Fürsten aufgefordert hatte und der

noch mit sich zu Rathe ging, ob er diese Gelegenheit benutzen sollte, seinen Genossen dem Polizeirath X. zu verrathen.

Maulspitzer war bereits dazu entschlossen gewesen, und hatte sich auf dem Wege zum Polizeirath befunden. In der Nähe der Wohnung desselben war indessen sein Gewissen laut geworden und so hatte er sich hier einen Augenblick niedergelassen um Zeit zu neuer Ueberlegung zu gewinnen.

Nach einer Pause war er entschlossen.

Er erhob sich rasch von seinem Sitz, leerte das Glas in einem Zuge und verließ das Gastzimmer so stürmisch, daß der schlaftrunkene Wirth erschreckt in die Höhe taumelte.

Gleichsam als fürchte er, der neue Entschluß könne abermals wankend werden, eilte er mit raschen Schritten über den Platz, rannte die Treppe zur Wohnung des Polizeiraths hinauf und riß an der Klingel, als gelte es Feuerlärm.

Der lange Koftry öffnete das Entree und äußerte sich sehr erstaunt, den Vagabonden mit so despektirlichem Geräusch in der Wohnung eines Beamten auftreten zu sehen. Da ihm indeß, wenn auch nur durch eigenes Ahnungsvermögen, recht wohl bekannt war, was im Werke sei, so führte er den Maulspitzer unverzüglich zum Polizeirath.

Der Gauner hatte sich nach langem Hin- und Herschwanken endlich doch dahin bestimmt, dem Polizeirath in soweit zu Willen zu sein, daß er ihm den Juden überliefere. Dagegen aber konnte er sich zum Verrath des Aalanges nicht hergeben. Der Jude hatte ihn nichtswürdig behandelt, ja ihn beinahe ermordet; dies gab ihm nach seiner Philosophie das Recht der Rache. Dazu kam noch das Motiv, daß ja nur ein Jude in Frage sei, gegen den ein rechtschaffener Christ am Ende keine Rücksichten nehmen dürfe.

Als er daher bei dem Polizeirath eingetreten war, eröffnete er ihm die Pläne, welche der Jude für den Abend entworfen hatte, indem er zugleich entdeckte, daß er sich selbst als Theilnehmer in dieselben eingelassen habe. Da er indessen vorher sah, daß der Polizeirath genugsam in das Diebeshandwerk eingeweiht war, um recht wohl zu wissen, daß der Jude mit ihm allein das Wagestück nicht unternehmen werde, also jedenfalls noch ein dritter Theilnehmer vorhanden sein müsse, so suchte er der Nachfrage nach dem Letzteren sogleich zu begegnen, indem er seinen Bericht damit schloß, daß der Jude außer ihnen Beiden noch eine andere Person betheiligt habe, die sich aber erst am Abend des Diebstahls zeigen wolle.

Der Polizeirath hatte die Erzählung sehr ruhig mit angehört. Als der Gauner endete, fragte er: „nun, und wie steht es mit dem Diebstahl beim Geheimrath, von dem ich Dir erzählt habe?"

„Darüber konnte ich nichts erfahren," entschuldigte sich der Gauner, „aber ich dachte, wenn ich Ihnen den Juden nur bei einer andern Gelegenheit lieferte, so sei das genug und Sie würden dann schon herausbringen, was Sie wissen wollten."

„So, also das meintest Du?" entgegnete der Polizeirath und nahm wieder das bekannte harmlose Gesicht an; „ich lobe Dich für Deine Thätigkeit. Aber, um auf Deine Angabe zurückzukommen, den dritten Theilnehmer kennst Du noch nicht?"

„Nein, Herr Polizeirath."

„Denke doch recht genau nach, lieber Freund. Solltest Du wirklich so unvorsichtig gewesen sein, Dich in eine Unternehmung einzulassen, ohne alle Theilnehmer ganz genau zu kennen?"

„Warum nicht? Es war ja diesmal nur zum Schein," antwortete Maulspitzer mit einem pfiffigen Gesicht, denn er glaubte den Polizeirath schlagend abgefertigt zu haben.

„Zum Schein?“ lächelte dieser, „ganz recht; aber würde es dem Juden, der Dich als einen schlauen Gauner kennt, denn nicht aufgefallen sein, wenn Du Dich um den Genossen, welchen er verhieß, gar nicht gekümmert hättest?“

„Er wird geglaubt haben, daß ich seiner Vorsicht Alles unbekümmert überließe,“ sprach Maulspitzer.

„So? — Lieber Freund, Du weißt doch nachgerade, daß ich mit Euch Leuten ein Bischen umzugehen verstehe, also mache keine Weitläufigkeiten. Ich will Dir sagen, wie die Sache steht: dem Juden ist es nach Euren Sitten und Gebräuchen gar nicht in den Sinn gekommen, Geheimnisse in Bezug auf den Einbruch vor Dir zu haben. Er hat Dir die Theilnehmer, wie sich von selbst verstand, unverhohlen genannt und Du wirst es mir jetzt eben so thun.“ Der Polizeirath nahm bei diesen Worten trotz seines freundlichen Gesichts einen ziemlich entschiedenen Ton an.

Dem Maulspitzer blieb jetzt nichts übrig, als einfach zu leugnen und bei seiner Unwissenheit zu beharren.

„Wenn Du nicht gehorchst,“ versetzte der Polizeirath, „so schreite ich noch jetzt zu dem Dir angedrohten Verfahren.“

Der Gauner hoffte, es sei nur auf seine Einschüchterung abgesehen und vermaß sich hoch und theuer, nichts weiter angeben zu können.

Der Polizeirath ging nach dem Tisch und schellte. Koftry zeigte sofort seine verhaßte Gestalt in der Thür.

„Jetzt entscheide Dich,“ sprach der Beamte, „ich lasse Dich sonst sofort ins Gefängniß abführen.“

Der Maulspitzer befand sich in einer verzweifelten Klemme. Seine Freiheit wollte er nicht aufgeben, das Aalauge auch nicht verrathen. Trübselig betrachtete er bald den Leibgensd'arm, der

ihn sehr gleichmüthig, bald den Polizeirath, der ihn erwartungsvoll anstarrte.

Plötzlich schien ihm ein Hoffnungsstrahl zu dämmern.

„Lassen Sie den Gensd'arm herausgehen, Herr Polizeirath," bat er, „ich will Ihnen noch etwas mittheilen."

Der Beamte winkte dem Eingetretenen sich zurückzuziehen.

„Was ich Ihnen gesagt habe," fuhr der Gauner fort, „ist die reine Wahrheit; da es mir mit der Sache kein Ernst war, habe ich mich um den dritten Theilnehmer nicht gekümmert und der Jude hat ihn, vielleicht rein zufällig, nicht genannt. Damit Sie aber sehen, daß ich gerne sagen will, was ich weiß, so will ich Ihnen jetzt noch anzeigen, daß die Baldowerin des Diebstahls ein Frauenzimmer ist. Der Jude hat mir erzählt, daß sie den Fürsten recht gut kenne und alle Lokalitäten vollständig zu beschreiben verstehe. Gesehen habe ich sie nicht."

Durch diese unaufgeforderte Offenherzigkeit erregte der Gauner, was er beabsichtigte, wirklich den Glauben in dem Polizeirath, daß er auch in den früheren Mittheilungen aufrichtig gewesen sein möchte.

Der Beamte richtete noch einige Fragen an ihn über jenes Frauenzimmer, so wie über die nähere Ausführung des Verbrechens und entließ ihn dann mit dem Bescheid, das Vorhaben auf alle Fälle am Abend in Ausführung zu bringen.

Mit dem behaglichen Gefühl, sich durch seine Schlauheit glücklich aus einer drohenden Gefahr gerettet zu haben, verließ der Maulspitzer die Behausung des verhaßten X.

Es blieb ihm nun noch übrig, mit seinen Genossen die Dispositionen so zu verabreden, daß er selbst mit dem Juden den Einbruch unternähme, während das Alauge Schmiere stände. Dann konnte er von der Schlauheit des Letzteren überzeugt sein, daß er

sich zur rechten Zeit durch die Flucht zu retten wissen würde, so wie er bemerkte, daß der Einbruch in die Zimmer des Fürsten verunglückt sei.

Maulspitzer beschloß dies am Abend zu arrangiren und sich deshalb so früh als thunlich in die Höhle des buckligen Jobs zu begeben.

Zufrieden, auf diese Weise zur Beschwichtigung des Polizeiraths den Juden geopfert, ohne doch das Aalauge preisgegeben zu haben, zog der Gauner seine Straße.

Beiläufig mochte es ihn auch kitzeln, dem gefürchteten Polizeirath X. einmal ein Schnippchen zu schlagen.

XXXIX.

Fatale Störung.

Der Fürst war im Laufe des Tages nicht müßig geblieben. Er hatte in aller Stille die vorsichtigsten Anstalten getroffen, sich diesmal der Person des Juden gewiß zu versichern.

Seine Absicht war die, mit dem Gauner sofort Berlin zu verlassen um ihn nach dem Gute des Majors zu bringen. Dort hoffte er von ihm durch die Drohung, ihn den Gerichten zu übergeben, endlich die langersehnte Auskunft über die Schicksale seines Bruders zu erzwingen. Es war zu dem Ende sofort ein Expresser an den Major von Steinfort abgeordnet und die fürstliche Bedienung angewiesen, Alles zur Abreise von Berlin für die nächste Nacht in Bereitschaft zu halten. Nur einen vertrauten Kammerdiener hatte der Fürst ins Geheimniß gezogen und ihn mit seinen Plänen und Erwartungen bekannt gemacht.

Es war seine Absicht, sich mit diesem im Dunkeln verborgen zu halten, um abzuwarten, wo und auf welcher Seite der Zimmer

der Einbruch geschehen würde. Alle Zimmerthüren sollten zu dem Ende auf bleiben. Alsdann wollten Beide unverhofft hervorstürzen, sich der Person des Juden versichern, die andern Gauner dagegen entfliehen lassen.

Der Fürst rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß diese, anstatt an Gegenwehr zu denken, nur besorgt bleiben würden, ihre Personen schleunigst in Sicherheit zu bringen. Mit dem Juden allein konnte er um so eher hoffen fertig zu werden, als sowohl er selbst, wie auch sein Kammerdiener durch bedeutende körperliche Stärke ausgezeichnet waren. —

So durfte sich denn der Fürst der gegründeten Hoffnung überlassen, den sehnlichsten Wunsch seines Lebens der Erfüllung nahe zu sehen. Es handelte sich um das Glück und die Ruhe seiner Zukunft; denn nur, wenn er das bisher mit Unrecht besessene Gut in die Hände des verlorenen Bruders niedergelegt, wenn er diesen selbst seiner entsetzlichen Gegenwart entrissen hatte, wollte er den Fluch, der durch seine entartete Tante über die Familie gebracht war, gelöst glauben. Dann auch mochte er wieder auf zufriedene Tage hoffen.

Der Fürst war ein geübter Weltmann und verstand es, die Gefühle seines Innern zu verschleiern, aber unter der formellen Hülle barg er ein warmes, fühlendes Herz, und dies drängte ihn seine Pläne rastlos zu verfolgen.

Der Abend war herangekommen. Er befand sich in der aufgeregtesten Stimmung. Die nahende Entscheidung machte ihn besorgt, schreckhaft.

Er kannte die Gewalt des tückischen Zufalls. Nach jahrelangem, vergeblichen Forschen hatte er sich schon einmal am Ziele geglaubt

und war auf die höhnendste Weise gescheitert. Seine Hoffnungen konnten auch diesmal zu Schanden werden.

Der Zeiger seiner Uhr, den er bereits funfzigmal betrachtet, wies gegen zehn. Die Zeit schien ihm heute träger als je dahin zu schleichen. Vor Mitternacht durfte er die Diebe nicht erwarten. Er setzte sich nieder, um im Ordnen einiger Papiere Zerstreuung zu finden.

Nachdenkend betrachtete er ein Blatt, das mit den Verwickelungen seiner Familienverhältnisse in Verbindung stehen mochte, als der Kammerdiener eintrat, um zu melden, daß draußen ein Fremder sei, der Se. Durchlaucht dringend zu sprechen wünsche. Derselbe habe seinen Namen nicht nennen, auch durch die Bemerkung, daß Se. Durchlaucht ungestört zu bleiben wünschten, sich nicht abweisen lassen wollen.

Unmuthig über die Unterbrechung begab der Fürst sich in das anstoßende Gemach, entschlossen, den zudringlichen Besucher so rasch als möglich zu entfernen.

Im Vorderzimmer stand der Polizeirath X., sauber in einen schwarzen Frack und schwarze Pantalons gekleidet, im Knopfloch das Band des rothen Adlerordens vierter Klasse.

Der Polizeirath verneigte sich auf das Höflichste und bat wegen der späten Störung um Entschuldigung, indem er zugleich die Hoffnung aussprach, daß der Fürst sich seiner Person von der flüchtigen Bekanntschaft im Colosseum her, noch erinnern werde. Er fügte hinzu, wie er sich freue, Veranlassung zu haben, Sr. Durchlaucht nützlich werden zu können und nur in dieser Absicht seinen Besuch aufdringe.

Dieser Eingang, der mit ziemlicher Weitschweifigkeit vorgebracht wurde, ließ dem Fürsten keine andere Wahl, als seinen Besuch artig

zu empfangen und denselben zum Niedersitzen einzuladen. Er hoffte, derselbe würde sich so bald als möglich entfernen, und war entschlossen, darauf bezügliche Andeutungen nöthigenfalls mit aller der Bestimmtheit, welche guter Ton zuläßt, an den Tag zu legen.

Der Polizeirath ging mit derselben Gründlichkeit Schritt vor Schritt weiter zum Werk.

Er warf einen Rückblick auf seine polizeiliche Thätigkeit und erzählte einige lange Geschichten, wie es seinem Scharfsinn gelungen, den Staat von gefährlichen Verbrechern zu befreien. Indeß über nichts freue er sich mehr, als über eine Aussicht, die sich ihm jetzt darstelle, einen der waghalsigsten und längst von ihm verfolgten Gauner auf der That zu ertappen.

Der Fürst, welchen die Weitschweifigkeit bereits sehr zu ermüden begann, wurde plötzlich aufmerksam. Er erschrak, denn er begann zu ahnen, was kommen würde.

Der Polizeirath erzählte mit freudestrahlenden Augen weiter, wie er Nachricht eingezogen habe, daß der vorgedachte Gauner, ein polnischer Jude, mit einigen Andern in dieser Nacht bei dem Fürsten einzubrechen gewillt sei, um ihn zu bestehlen. Die Diebe würden von der Straße aus durch Uebersteigen einer Mauer in den Hof und von hier aus auf einer Leiter durch Eindrücken der Scheiben in die Hinterzimmer zu gelangen suchen. Von dort würden sie sich dahin wenden, wo der Fürst sein Geld und seine Kostbarkeiten aufbewahre. Der Nachweis dorthin sei ihnen von einem Frauenzimmer geworden, welches bei dem Fürsten Zutritt habe. Wer dieses Frauenzimmer sei, habe er nicht erfahren können, er glaube aber unter den bewandten Umständen keine Fehlbitte zu thun, wenn er den Fürsten ersuche, ihm einige nähere Auskunft zu ertheilen.

Der Fürst gerieth durch diese Eröffnungen in die peinlichste Verwirrung. Er durfte nicht mehr daran zweifeln, daß der Polizeirath von dem Vorhaben des Juden unterrichtet sei und diesen zu fangen gedenke. Seinerseits aber lag ihm im Interesse des verlorenen Bruders Alles daran, dies zu verhindern. Außerdem stieg die Furcht in ihm auf, Franziska könne ein Opfer ihres edelmüthigen Eifers für ihn werden, wenn die Diebe gefangen genommen und sie verrathen würde. Dieser Gedanke war ihm um so schrecklicher, als er nach den Mittheilungen des Polizeiraths bestimmt zu vermuthen begann, die Kunstreiterin selbst habe den ganzen Diebstahlsplan veranlaßt, um den Juden in seine Hände zu geben. Wie dies räthselhafte Wesen mit den berüchtigtsten Gaunern in Verbindung gekommen war, blieb dabei freilich unerklärt; allein um so weniger konnte sie einer vorläufigen Verhaftung entgehen. Endlich entging es dem Fürsten nicht, daß Franziska's Weiblichkeit hier in einem Lichte erscheinen mußte, das um so unverdienter war, je zweideutiger es sich gestaltete.

In dieser Verlegenheit suchte der Fürst sich dadurch zu retten, daß er die ganze Mittheilung mit einem sehr ungläubigen Lächeln begleitete und es dann ausdrücklich in Abrede nahm, jemals ein Frauenzimmer in seinem Zimmer gesehen zu haben.

Der Polizeirath glaubte den Grund dieser Ausrede leicht zu errathen und bemerkte zuvorkommend, so möge vielleicht Jemand von der Dienerschaft des Fürsten mit einem Frauenzimmer in Verbindung gestanden und letzteres hierselbst bei sich gesehen haben. Es erscheine indeß nicht thunlich, jetzt darnach Erkundigungen einzuziehen, weil dies leicht seine weiteren Pläne verrathen könne. Er komme nämlich, den Fürsten um seine Erlaubniß zu bitten, mit zwei in Civil gekleideten Gensd'armen, welche draußen harrten,

hierselbst die Diebe erwarten zu dürfen. Einer derselben solle in den hinteren Zimmern an einem geeigneten Orte versteckt werden, um sofort ein Zeichen zu geben, falls die Diebe sich durch irgend einen unvorhergesehenen Zufall zu früh zum Rückzug entschließen sollten. Mit dem Andern gedenke er selbst hier im Vorderzimmer die Ankommenden zu empfangen und sich ihrer Personen zu bemächtigen.

Der Fürst gerieth über diesen Zwischenfall in eine wirkliche Verzweiflung und es bedurfte seiner ganzen geübten Selbstbeherrschung, um sich dem Polizeimanne gegenüber nicht bloß zu geben. Er verwünschte diese unselige amtliche Dienstfertigkeit und hätte gerne mit der Verhaftung des Polizeiraths und seiner Gensd'armen den Anfang gemacht.

So nah' seinem Ziel wieder Alles verloren! Und mehr als dies, denn fiel der Jude nunmehr der strafenden Gerechtigkeit in die Hände, so waren auch alle Aussichten für die Zukunft abgeschnitten. Einmal in der Haft des Kerkers, durfte nicht erwartet werden, daß der Jude, der ohnehin eine so verhaltene Wuth gegen den Fürsten gezeigt, sich zu den geringsten Erklärungen verstehen würde. Und was sollte aus Franziska werden, die unbedingt kompromittirt war?

Der Fürst war fast entschlossen, dem Polizeirath alle seine Verhältnisse klar darzulegen; allein er bedachte, daß die amtliche Stellung desselben es ihm nicht einmal erlauben würde, nachzugeben, auch wenn er seinen bekannten Verfolgungseifer gegen die Diebe einen Augenblick zu dämpfen vermöchte.

Der Fürst würde viele Tausende darum gegeben haben, wenn ihm Jemand die Möglichkeit gezeigt hätte, sich der Polizei mit guter Manier zu entledigen.

Indeß es blieb keine Zeit zum Ueberlegen. Der Polizeirath betrachtete die stumme Haltung des Fürsten bereits mit einigermaßen erstaunten Blicken und wiederholte sehr artig die Bitte, seine Gensd'armen eintreten lassen zu dürfen.

Mechanisch gestattete der Fürst, was er des schärfsten Nachsinnens ungeachtet, nicht abzuweisen wußte.

Die Gensd'armen traten ein. Der Eine wurde verabredetermaßen im Hinterzimmer hinter einen wohlangebrachten Ofenschirm postirt, so daß auch der Schein einer Blendlaterne ihn nicht verrathen konnte. Der Andere blieb im Vorderzimmer zur Seite des Polizeiraths, welcher den Fürsten wiederholentlich sehr artig bat, die Störungen zu verzeihen und sich, falls er nicht auszugehen beabsichtige, in nichts unterbrechen zu lassen.

Der Fürst hatte hierauf wenig Antworten; er ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder, überzeugt, daß ihn jetzt nur noch ein Wunder vor dem Verlust seiner ganzen Zukunft zu bewahren vermöge.

Der Polizeirath hielt dies für einen erklärlichen Unmuth über das Unangenehme des ganzen Vorfalls.

Es nahte die Mitternacht heran.

Der Polizeirath bittet sehr höflich, die Lichter auszulöschen, damit die Diebe durch den Schein derselben nicht zurückgehalten werden.

Knirschend vor Zorn und Erhitzung läßt es der Fürst geschehen.

Alles sitzt erwartungsvoll im Finstern.

XL.

Auguste Strass.

In der Rosenthalerstraße Nr. 142, drei Treppen hoch, wohnte die kleine brünette Näthèrin Auguste Straß.

Sie besaß nur ein sehr enges Stübchen, aber Alles darin verrieth Ordnung und Reinlichkeit.

Ueber die niedrigen Fenster zogen sich ein Paar Halbkränze aus einfachem weißen Gardinenzeuge. Dieselben umrahmten einige Blumentöpfe, in welchen Rosen, Epheu und andere Stubengewächse die Fensterbretter schmückten.

Die Spiegelwand ermangelte des ihr gebührenden Möbelstücks, dafür aber erblickte man zur Erde eine Kommode, auf welcher Gläser und bemalte Tassen in zierlicher Ordnung aufgereihet waren.

Rechts vom Fenster stand ein Bettchen, mit einer saubern weißen Decke verhängt. Links befand sich der Ofen, zu beiden Seiten von je zwei Strohstühlen umgeben.

Ein Kleiderspinde aus Birkenholz, welches in der obern Etage Raum für kleines Küchengeräth und einige Speisevorräthe darbot, stand auf einer Seite neben der Thür. Das Gegenüber bildete der Nähtisch, auf welchem sich zu gleicher Zeit ein Vogelbauer befand, in welchem ein Zeisigpaar hüpfend auf und nieder sprang.

Die Wände des Zimmers waren einfach mit Kalk geweißt, der Fußboden blendend rein gescheuert. —

Es ist vier Uhr am Sonntag Nachmittag.

Eine behagliche Wärme durchströmt das Zimmer.

Der Nähtisch ist in die Mitte des Gemachs gegen das Fenster hin gerückt. An demselben sitzt Auguste. Sie hat indeß ihre gewöhnliche Beschäftigung zur Seite gelegt. Die Vögel haben von der Platte des Tisches weichen müssen und zwitschern in ihrem Käficht an der Erde. Vor ihr liegt ein Bogen Papier, welchen sie aus einem kleinen weißen Schreibapparat — einem Geschenk des Lieutenants Steinfort — zu beschreiben begann.

Sie hält den rechten Ellenbogen gestützt und hat die Hand, welche zugleich die Feder führt, nachdenkend an den braunen Scheitel gelegt. Das frische, blühende Gesicht hat eine sehr ernste Miene angenommen. Sie ist offenbar im Begriff, über den Gegenstand ihrer literärischen Thätigkeit nachzudenken.

Endlich diktirt sie sich selbst, indem sie niederschreibt;

„Gestern war ich in den Thiergarten spazieren gegangen."

Plötzlich hält sie wieder inne, indem sie zu sich selbst spricht; „ja, wenn das nur richtig ist; ich weiß nicht, heißt es in d e n oder in d e m Thiergarten?"

Sie denkt wieder nach.

Unmuthig schüttelt sie nach einer Pause den Kopf und legt die Feder nieder.

„Lieber Gott, Karl hat mir das schon so oft gesagt und ich behalte es gar nicht; wenn er nun kommt und ich gebe ihm mein Geschreibsel, dann findet er wieder so viele Fehler und wird mich schelten. Ach ich möchte ja so gerne etwas lernen, wenn es mir nur nicht so schwer würde. Eigentlich begreife ich gar nicht, warum Karl mich stets mit solchen Dingen quält; er versteht mich ja eben so gut, ob ich mir oder mich sage, und ob die andern Leute darüber lachen, wenn ich unrichtig spreche, das ist doch am Ende ganz gleich. Was frage ich nach den andern Leuten, wenn er mich nur liebt.“

Die kleine Brünette ergreift unmuthig die Feder und kritzelt im Gedankenspiel allerlei seltsame Phantasiefiguren auf einem neben ihr liegenden Blättchen.

Nach einigen Minuten kehrte sie zu ihren Reflexionen zurück.

„Doch er muß das ja besser wissen als ich dummes Mädchen. Er will es haben und das ist mir genug. Ich thue gern, was er fordert, obschon es mir schwer genug wird.“

Sie schreibt eifrig weiter. Es sollte ein Brief an Karl werden, welchen er ihr selbst aufgegeben hatte.

Der Lieutenant meinte es, wie wir wissen, aufrichtig mit dem Mädchen; er war ernstlich entschlossen, sie zu heirathen. Zuvor sollte sie sich aber die nöthigen Kenntnisse erwerben, um mit Anstand in die Welt eintreten zu können, welche ihr bisher noch fremd war.

Vor allem erschien es ihm nöthig, sie in den Regeln ihrer Muttersprache zu unterweisen, weil er wohl wußte, daß ein Verstoß dagegen vorzugsweise geeignet war, sie in der feineren Gesellschaft lächerlich zu machen. Er unterrichtete sie selbst und hatte es ihr zur Aufgabe gemacht, täglich einen Brief an ihn über irgend

etwas aus ihrem Leben zu schreiben. Am Abend, wenn er sie besuchte, pflegte er das Geschriebene mit ihr durchzugehen und sie auf die darin befindlichen Fehler aufmerksam zu machen.

In dieser Beschäftigung sahen wir sie eben jetzt. Sie hatte den Brief angefangen und war an eine zweifelhafte Stelle gekommen, bei welcher sie sich vergeblich den Kopf zerbrach, ob es in den oder in dem Thiergarten heißen müßte.

Nachdem der Brief beendigt war, ergriff sie das Papier, um ihn noch einmal durchzulesen. Sie schien sich selbst nicht genügt zu haben, denn unmuthig schüttelte sie das Köpfchen und legte den Bogen wieder auf den Tisch nieder.

„Ich bin recht böse,“ grollte sie nach einer Weile mit einem allerliebsten Gesicht. „Fischergraf hat mich doch nie mit solchen Dingen gequält.“

Sie hielt plötzlich inne, gleichsam über ihre eigenen Worte erschrocken.

„Wie ungerecht ich bin,“ setzte sie ihr Selbstgespräch fort, „Karl liebt mich und thut Alles zu meinem eigenen Besten; Fischergraf schleppte mich mit sich herum, wie eben so gut eine Andere. Er machte mir viele Geschenke, weil es einmal so Mode ist; aber er behandelte mich bald gut, bald schlecht, je nach seiner Laune. Hätte ich ihn sonst so schnell vergessen können? — Und doch muß ich manchmal noch an ihn denken; er hielt auf seine Weise immer Etwas von mir. Aber freilich — lieben, so wie meinen Karl — nein, — lieben konnte ich ihn nicht. — Er hat mich geschlagen, mir Schimpfworte gesagt, ach Gott, mich oft so recht tief fühlen lassen, was ich eigentlich bin. Karl hat mich aufgerichtet — er hat mir gesagt: man könne doch unschuldig sein, auch wenn man gefallen sei. Und ich fühle es, meine Liebe zu ihm hat

mich schon besser gemacht. O Gott, mein Karl ist meine Seligkeit, meine Welt; ich wollte, ich könnte für ihn sterben!"

Auguste legte die beiden Hände auf die Augen und preßte sie fest zusammen, als wolle sie das Glück ihres Innern durch keine Berührung mit der Außenwelt entweihen lassen.

Rasche Tritte, welche sie draußen auf der Treppe vernahm, störten sie in ihren Empfindungen. Es war ihr, als sei es der Gang des Lieutenants von Steinfort, wiewohl er in dieser Stunde nicht zu kommen pflegte.

Freudestrahlend stürzte sie nach der Thüre. Der Lieutenant trat ihr entgegen.

„Mein Karl," jauchzte das Mädchen, ihm ungestüm an den Hals fliegend, „wie schön, daß Du zu mir kommst; eben dachte ich an Dich, ich hatte eine so große Sehnsucht nach Dir."

„Ich wollte Dich einmal überraschen, mein Leben," antwortete der Lieutenant, indem er einen zärtlichen Kuß auf die üppigen Lippen drückte. „Du nimmst es mir doch nicht übel?"

„Karl spotte doch nicht," versetzte Auguste mit sanftem Vorwurf im Blick, indem sie ihre Vögel forttrug, um an die Stelle des Käfigs einen der Strohstühle zu setzen. „Eigentlich kommst Du zu früh, denn mein Brief ist mir diesmal nicht gerathen und ich wollte einen andern schreiben. Aber sieh', wenn Du da bist, da hört Alles für mich auf. Ich bin und denke nur für Dich und lege meine Briefe bei Seite, die mir doch herzlich sauer werden."

„Verliere nur nicht den Muth mein Mädchen," tröstete der Lieutenant; „sieh' lernen mußt Du etwas und es wird Dir bald immer leichter werden. Für Deinen Fleiß will ich Dir auch heute eine rechte Freude machen. Im französischen Hause ist heute Abend

Familienball. Ich habe zwei Billets genommen und will Dich dort einführen. Nicht wahr, Du tanzest gerne?"

„Ach ja," rief das Mädchen mit blitzenden Augen, „ich tanze unbeschreiblich gerne und würde mich mit Dir dreifach freuen — aber —"

„Nun, Auguste — aber —"

„Ist es dort nicht zu vornehm für mich?" fragte sie leise. „Werden die Leute mich, ein armes Näthermädchen, nicht mit scheelen Augen ansehen? — Sieh, lieber Karl, ich weiß es wohl, daß ich besser bin, als alle die geputzten Damen, weil Dich keine so wahr und innig lieben kann als ich; aber sie verstehen es, stolz und vornehm aufzutreten und werden mich verspotten, wenn ich das nicht kann. Als ich mit Fischergraf in die Gesellschaft bei dem Referendarius gehen mußte, da habe ich mich recht lächerlich gemacht; aber es war mir gleichgültig, denn ich gehörte nicht dahin. Wenn ich mit Dir erscheine, so ist es anders; ich muß Dir Ehre machen und das kann ich nicht."

„Laß das meine Sorge sein, Du gutes Kind," sprach der Lieutenant, von der Sorgfalt des Mädchens sichtbar bewegt, „ich werde schon sorgen, daß Dich Niemand kränken soll. Wenn ich Dich als meine künftige Gattin vorstelle, und das sollst Du werden, so werden die Spötterzungen schweigen und Niemand wird es wagen, über Dich seine Bemerkungen laut werden zu lassen."

„Ach lieber Karl," sprach Auguste, indem sie das Köpfchen an seine Brust lehnte, „mich beachte ich am wenigsten. Aber glaubst Du, ich würde es ertragen, wenn ich bemerkte, daß man über Dich die Achseln zuckte? Und das wird man thun!"

Der Lieutenant schloß das Mädchen mit inniger Liebe in seine

Arme. „O wie hasse ich diese vornehme Welt!“ rief er. „Wie viel aufrichtiger spricht aus Dir die ungeschminkte Natur. Aber jetzt bestehe ich darauf, daß Du mit mir den Ball besuchst; wir wollen der gleißnerischen Scheinwelt zeigen, daß wir keinen Grund haben, sie zu fürchten.“

Auguste weigerte sich standhaft, den Wünschen ihres Geliebten nachzugeben, in dem richtigen Gefühl, daß sie ihn auf dem Balle in Verlegenheit setzen könne. Indeß war er um so weniger dahin zu bringen, von seinem einmal gefaßten Vorsatz abzugehen, als er hierin zugleich eine Entsagung für das Mädchen finden mußte und so war Letzteres endlich gezwungen, seinen dringenden Bitten nachzugeben.

Steinfort bestand hierauf, weil er sich stark genug glaubte, allen Vorurtheilen trotzen zu können und weil er der Hoffnung lebte, die Schönheit Augustens, so wie ihr offenes, gemüthliches Wesen würden nicht bloß die Lästerzungen zum Schweigen bringen, sondern ihr auch alle Herzen gewinnen.

Er hielt es ferner für nothwendig, sie nach und nach in Kreise zu bringen, die denen, in welchen sie sich künftig als seine Gattin bewegen mußte, nicht allzufern standen. Einen Ball im französischen Hause, der zwar ein öffentlicher war, den jedoch vorwiegend die bessere Gesellschaft besuchte, erachtete er als eine gute Vorschule, damit sie anfange, sich die feineren Umgangsformen anzueignen.

Der Lieutenant setzte dem Mädchen dies Alles offen und unverhohlen auseinander, um sie seinen Vernunftgründen desto zugänglicher zu machen.

Auguste hörte ihm aufmerksam zu. Sie glaubte zu fühlen,

daß er doch eigentlich nicht Recht habe, da sie aber nicht im Stande war, herauszufinden, worin das Unrichtige seines Raisonnements liegen möge, so kam sie wieder auf eine Frage, die ihr schon früher Gewissensqual verursacht hatte, nämlich, ob sie in ihrer Lage nicht ein schweres Unrecht begehe, wenn sie ihren geliebten Karl an sich fessele und seinem Verlangen nach einer ehelichen Verbindung nachgebe?

Die gewaltige Scheidung der socialen Kulturverhältnisse war es, die dunkel vor ihre Seele trat und sie von dem flüchtigen Reigen des Ballabends, wie von dem unauflöslichen Bunde durch den Lebenstag gleicherweise zurückmahnte. Sie fürchtete, ohne sie zu kennen, instinktmäßig eine Kluft, welche der Lieutenant kühn zu überspringen gedachte. Sie glaubte es zu ahnen, daß der Geliebte ihres Herzens durch eine Verbindung mit ihr unglücklich werden müsse. Oft hatte sie ihm ihre trüben Bedenken schon ausgeschüttet, immer aber waren sie von ihm beschwichtigt worden.

Auch jetzt stiegen dieselben Ideen wieder in ihr auf. Sie schien eine Weile mit sich selbst im Kampf begriffen, dann sprach sie:

„Ach Karl, ich fürchte noch immer eine Sünde zu begehen, wenn ich Deinen Wünschen in Bezug auf unsere Zukunft nachgebe. Du bist ein vornehmer Mann und ich nicht bloß ein armes — das schadete nichts — aber auch ein verworfenes Mädchen, das als Dein Weib Dir in den Augen der Welt unvertilgbare Schande bereiten würde. — Laß mich ausreden," fuhr sie fort, dem Geliebten sanft die Hand auf den Mund legend, als dieser sie unterbrechen wollte; „ich habe etwas auf dem Herzen, das einmal herunter muß. Du kennst meine früheren Schicksale noch nicht, Du hast mich nie darnach gefragt; laß sie mich Dir jetzt

erzählen und höre mich ruhig an. Wenn Du dann noch Deinen Entschlüssen treu bleibst, will ich meine Zweifel fahren lassen."

„Nun so erzähle, Du ehrliches Geschöpf," sprach der Lieutenant, indem er mühsam die aufsteigende Rührung zu bezwingen suchte.

XLI.

Die Bekenntnisse einer Grisette.

Auguste trug ihre Vögel bei Seite, um an die Stelle des Käfigs noch einen ihrer Strohstühle an den kleinen Tisch zu rücken. Nachdem der Geliebte, den sie bisher mit vorsorgender Aufmerksamkeit am erwärmenden Ofen zu fesseln wußte, neben ihr Platz genommen hatte, begann sie ihre Erzählung.

„Ich werde mich so kurz als möglich fassen, lieber Karl, um Dich nicht zu langweilen. Meine Eltern waren aus sehr niederem Stande und blutarme Leute. Mein Vater diente als Arbeitsmann in einer hiesigen Fabrik und erwarb drei Thaler die Woche; davon sollte er eine Frau und fünf Kinder ernähren, von denen ich das älteste war. Kaum hatte ich das siebente Jahr erreicht, so mußte ich bereits an der Arbeit Theil nehmen. Ich ging täglich in eine Kattunfabrik und legte dort Kattune zusammen, wofür ich zwanzig Groschen die Woche erhielt. Ich mußte aber von Morgens früh bis spät Abends arbeiten, außerdem täglich sehr weite Wege machen,

da wir in der Sternstraße vor dem Hamburger Thor wohnten, während die Fabrik in der Köpenickerstraße lag. Mein Mittagsbrod bestand in einigen Butterbroden und einem Töpfchen Kaffee, welches mir die Mutter des Morgens ins Schnupftuch knüpfte. Den Kaffee wärmte ich mir in der Fabrik, die ich den ganzen Tag hindurch nicht verlassen durfte. Nur des Abends erhielt ich eine etwas vollständigere Mahlzeit, die gewöhnlich aus gekochten Kartoffeln, und wenn es recht hoch kam, aus einigen Mehlklößen bestand."

„Die fröhlichen Spiele der Kinderjahre habe ich nie getheilt. Selbst im Sommer, wenn ich Abends von der Arbeit heimkehrte, konnte ich niemals eine Erholung genießen; ich war zu müde und mußte mich zu Bette legen, um am andern Morgen früh aufstehen zu können. Oft habe ich die vergnügten Kinder mit weinenden Augen angesehen; ich hätte auch so gern gespielt. Die Fabrik stieß an den schönen Garten des Fabrikherrn, der hatte vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, die ich sehnsüchtig oft von meiner Arbeit aus zwischen ihren Blumen herum hüpfen sah. Aber nichts erregte so sehr meine Sehnsucht, als ein kleines, zahmes Lämmchen, das sie am Bändchen mit sich herumführten. Wenn ich das erblickte, so ließ ich die Arbeit liegen, um ihnen nachzublicken, obwohl ich gewiß wußte, daß ich für die Versäumniß hernach empfindliche Strafe erdulden mußte. Lieber Gott, es war wohl verzeihlich; ich hatte ja nicht einmal den Sonntag frei, wo die andern Kinder unserer Nachbarschaft ihre guten Kleider anlegten und mich verachteten, weil ich immer gleich ärmlich ging. Ich mußte dann nothdürftig schreiben und lesen lernen und wurde später von meiner Mutter, die eine sehr arbeitsame Frau war, angehalten, mir meine Kleider selbst auszubessern, nachdem ich vorher ebenfalls in der Sonntagsschule das Nähen erlernt hatte.

„Sieh' lieber Karl, solch' eine traurige Kindheit, wie Du sie vielleicht kaum zu denken im Stande bist, habe ich verlebt. Als ich das vierzehnte Jahr erreicht hatte, starben meine beiden Eltern schnell hinter einander an der Cholera. Meine jüngeren Geschwister kamen nach dem Waisenhause; ich war dazu schon zu alt. So stand ich für mich ganz allein da, und war auf meine eigenen Kräfte angewiesen; Niemand auf der ganzen weiten Gotteserde zeigte das kleinste Interesse für mich. Es ward in dieser Lage die harte Gewohnheit, mir von der zartesten Kindheit an mein Brod selbst verdienen zu müssen, ein großes Glück für mich. Ich war früh selbstständig geworden und so hatte ich Kraft genug, mich selbst zu erhalten, sonst hätte ich schon in den ersten Wochen Hungers sterben müssen. Ich arbeitete unverdrossen bald in dieser, bald in jener Fabrik und erwarb mir dadurch kümmerlich mein Auskommen; aber ich blieb ehrlich und unbescholten. Hatte ich häufig nur trockenes Brot zu essen, so war ich ja von Jugend auf an Entbehrungen gewöhnt; die Noth war als meine zuverlässigste Freundin mit mir aufgewachsen."

„Nach verschiedenen anderen Beschäftigungen kam ich zuletzt, vor vielleicht etwas länger als zwei Jahren in die Wollsortirungsanstalt des jüdischen Wollhändlers Goldpinx in der Königsstraße. Der hier gebotene reichlichere Verdienst veranlaßte mich, die angestrengtere Arbeit nicht zu scheuen. Ich konnte mir im Sommer drei, im Winter zwei und einen halben Thaler auf die Woche verdienen; das war für mich eine lohnende Thätigkeit. Ich durfte mich nun, was ich früher oft entbehrte, an einem gekochten Mittagbrod sättigen und so stand ich willig, in der winterlichen Luft vom Morgen bis zum Abend auf dem kalten Boden, um Wolle zu zupfen."

„Wir waren dort ungefähr unserer zwanzig Mädchen. Der Herr Goldpinx erschien täglich mehrere Male auf dem Boden und sah nach unserer Arbeit. Es war ein noch sehr junger, außerordentlich modischer Mann mit langen blonden Haaren, blauen Augen, und frischen Farben in einem glatten, fast mädchenhaften Gesicht. Bald bemerkte ich, daß er sich oft in meiner Nähe etwas zu schaffen machte, meine Arbeit weniger strenge beaufsichtigte, als die der andern Mädchen und mir wohl gar einige freundliche Worte sagte. Eines Abends, es war so kalt wie heute, verließ ich traurig die Arbeit. Es war erst sechs Uhr; ich wußte nicht, wie ich die übrigen Stunden bis zum Schlafengehen zubringen sollte. Mit meinen Gefährtinnen mochte ich nichts zu thun haben, ihr rohes, ausgeartetes Wesen widerte mich stets an. In meiner Schlafstelle war es zu kalt, als daß ich mich dort hätte aufhalten können. Gewöhnlich brachte ich den Abend in der Stube meiner Wirthsleute zu, um mir dort das Nöthige an meiner Kleidung zu bessern; sie hatten mir aber schon am Morgen gesagt, daß sie während des ganzen Tages sich auf der Arbeit befinden würden und deshalb ihr Zimmer diesmal nicht heizten. Ich selbst hatte kein Geld um mir Holz zu kaufen, denn es war bereits Freitag und mein Wochenlohn bis auf zwei Groschen aufgezehrt, die ich am andern Tage gebrauchte, um mein Mittagessen zu bezahlen."

„Zwei Groschen?!" unterbrach hier mit allen Zeichen der höchsten Verwunderung der Lieutenant die Erzählerin, „und dafür hast Du Dich satt gegessen? Dafür rauche ich Cigarren, wenn ich satt bin."

„Das glaube ich, lieber Karl," antwortete Auguste wehmüthig lächelnd, „Du bist auch kein Wollsortirmädchen. — Doch höre weiter. Ich war vom Wollboden herunter gekommen und weinte

bitterlich in der Hausthüre als Goldpinx hinzutrat. Er fragte in der ihm eigenen gutmüthigen Weise: was mir fehle. Ich gestand ihm offen meine Noth und er forderte mich auf, mit ihm in sein Comtoir zu gehen, er wolle mir etwas schenken. Ich weigerte mich anfänglich, denn ich fürchtete mich, mit ihm allein zu sein; es war als ahne mir nichts Gutes. Indeß ich fror entsetzlich, ich hatte den ganzen Tag in der schärfsten Kälte gearbeitet und Goldpinx wußte mir die behagliche Wärme des Comtoirs so anlockend darzustellen, daß er dadurch meinen Widerwillen überwand."

„Ich folgte seiner Aufforderung. Im Comtoir strömte mir eine angenehme Luft entgegen; es gelang mir, meine erstarrten Glieder am Ofen wieder etwas aufzuthauen. Nach einer halben Stunde, während welcher Goldpinx gleichgültig in seinen Papieren geblättert hatte, glaubte ich, es sei Zeit mich wieder zu entfernen. Ich dankte ihm für seine Güte und wollte nach der Thüre gehen. Da trat er mir entgegen und verlangte ohne Umstände, ich sollte mich ihm hingeben. Ich verstand ihn kaum und als mir seine Forderungen verständlicher wurden, konnte ich vor Schreck nicht antworten. Ich brach in ein lautes Schluchzen aus und flehte um Barmherzigkeit. Goldpinx lachte und fragte mich spöttisch, weshalb ich denn zu ihm herein gekommen sei, wenn ich mich jetzt zieren wolle? Ich antwortete ehrlich: um mich ein bischen zu wärmen. Da lachte er noch lauter und antwortete durch Zudringlichkeiten. Ich sträubte mich; er wurde handgreiflich. Endlich warf ich mich vor ihm auf die Knie und bat ihn flehentlich, mich hinaus zu lassen; ich sei noch ein unbescholtenes Mädchen, er möge mich nicht unglücklich machen. „„Ein Wollsortirmädchen und unschuldig?"" sprach er, „„und das willst Du mir einreden?"" Als ich meine Betheurung mit allen Schwüren, welche die Verzweiflung mir ein=

gab, wiederholte, gewährte ihm meine offene Weise zu reden vielleicht die Ueberzeugung, daß ich die Wahrheit gesagt. Nun aber änderte er seine Sprache und mir ging ein fürchterliches Licht auf. Er setzte mir auseinander, daß, wenn ich wirklich unschuldig wäre, mich doch Jedermann für ein gefallenes Mädchen ansähe. Eine hübsche Wollsortirerin, die nur etwa zwei Thaler die Woche verdiene, könne gar nicht unschuldig sein. Ich war wie vom Donner gerührt. Weil ich arm war, mußte ich auch schlecht sein! Ja wohl, Wehe Euch Reichen, Ihr macht die Armuth zur Verbrecherin, wenn Ihr von solchen Voraussetzungen ausgeht! Mein geistiger Widerstand war gebrochen; warum sollte ich nicht ehrlos sein, wenn ich doch vor der Welt für ehrlos galt? — Goldpinx wurde immer dringender, die Kälte draußen war entsetzlich, ich fürchtete mich vor ihm, vor mir, vor allen Menschen — ich suchte Rettung bei der Schuld."

„Was weiter geschehen ist, lieber Karl, brauche ich nicht zu erzählen; aber ich hatte es nun gelernt, das Laster zu Geld zu machen. Ich wollte aus meinem Untergange wenigstens Wohlleben ziehen und Du weißt, wie Du mich gefunden hast."

Auguste hielt inne und barg das Antlitz in beiden Händen. Sie erwartete nun die Entscheidung des Lieutenants, der sie mit Zagen und Hoffen zugleich entgegen sah.

Steinfort hatte gespannt zugehört.

Das Mädchen hatte durch ihre Erzählung seine früheren Vorsätze nur bestärkt, statt sie zu erschüttern. Etwas Neues hatte sie ihm ohnehin eigentlich nicht gesagt; war seine bestimmte Vermuthung jetzt Gewißheit, so dachte er zu groß und edel, sie deshalb von sich zu weisen. Im Gegentheil gewann er sie nur um so lieber, denn es schien ihm, als blitze durch diese trostlosen Geständnisse und das

wüste Leben, welches sie ahnen ließen, der glänzende Kern reiner ursprünglicher Menschlichkeit. Er fühlte sich verflichtet; diesen Kern wieder zum Rechte zu verhelfen; er der Reiche wollte an der Armuth sühnen, was der Reichthum an ihr verbrochen hatte. Er fühlte sich stark genug, allen Vorurtheilen zu trotzen und glaubte die Gesellschaft leicht zur Anerkennung dessen zu zwingen, was er selbst anerkannte.

Sanft schloß er das Mädchen in seine Arme. „Ich habe Dich ausreden lassen, Du treues Herz," sprach er, „und in Deinen Worten Deine Liebe für mich mehr erkannt, als in hundert Schwüren. Nun meine Antwort: ich hole Dich um neun Uhr zum Balle; halte Dich bis dahin fertig."

Auguste wollte Mancherlei gegenreden. Der Lieutenant versiegelte ihr mit einem Kusse den Mund und verließ das Zimmer.

XLII.

Licht und Schatten.

Die Stunden waren über der Unterhaltung mit dem Lieutenant Steinfort rasch dahin geschwunden; Auguste mußte eilen, um nach den Wünschen ihres Geliebten zur rechten Zeit bereit zu sein.

Das Kleiderspinde wurde geöffnet, ein sauberes weißes Ballkleid, reizend mit Rosaschleifen besetzt, auf dem Bette ausgebreitet.

Das Kleid war noch ein Geschenk von Fischergraf, eine Freundin hatte es zugeschnitten, Auguste selbst es genäht und garnirt.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit nachholen, daß unsere Heldin nach ihrem Ausscheiden aus den schweren Fabrikarbeiten, deren sie später nicht mehr bedurfte, um nicht ganz müßig zu gehen, sich der Nätherei zuwandte. Es machte ihr dies um so mehr Ehre, als ihre Liebhaber, namentlich Fischergraf, so genügend für sie sorgten, daß sie wohl jeder Arbeit überhoben gewesen wäre. Sie fand indeß selbst Vergnügen an Beschäftigung und brachte es durch

fleißiges Nachüben sehr bald im Nähen, für welches sie schon als Kind Anlagen zeigte, zu einer bedeutenden Vollkommenheit.

An dem Kleide waren einige Schleifen verknüllt; eifrig suchte sie dieselben in die gehörige Glätte zu bringen. Ein leichter Seufzer flog bei dieser Beschäftigung über ihre Lippen; er mochte der Vergangenheit gewidmet sein.

Prüfend hob sie alsdann das Gewand mit der linken Hand in die Höhe und überschaute es ringsum mit Kennerblicken. Es war tadellos und konnte mit ruhigem Gewissen über die Stuhllehne gehängt werden.

Als sie zu diesem Behuf den Strohstuhl hinter dem Ofen wegzog, bemerkte sie ein lose zugestecktes Papierpaket darauf. Sie öffnete es ahnend und fand einen wunderniedlichen Kranz von rothen Zeugrosen darin, die durch ein silbernes Band verschlungen waren.

Steinfort hatte sie auf die zarteste Weise überrascht.

Jubelnd klatschte sie in die kleinen Hände, als dies geschmackvolle Putzstück sich ihren lüsternen Blicken darbot.

Schnell nahm sie ein kleines viereckiges Kästchen von der Kommode, klappte den Deckel auseinander und richtete einen Toilettenspiegel auf dem Nähtische in die Höhe. Vor denselben zog sie ihren Stuhl und begann die Untersuchung, in welcher Weise der Kranz am vortheilhaftesten stehen würde.

Schwierige Aufgabe für ein Paar scharf kritisirende Mädchenaugen.

Gerade auf dem Scheitel? — Dann bedeckte er die Stirn zu sehr und Auguste hat gerade ein allerliebst geformtes Köpfchen. Hinten um den Knauf? — Das konnte die üppigen Haare zu sehr verbergen. Auf der rechten Seite? — Das war in diesem Winter

nicht Mode, so hatte jüngst eine Freundin gesagt, die als „Frisirmamsell" ein vollwichtiges Urtheil behauptete. Also nach der linken Schläfe herunter? — Ja wohl, das ging.

Auguste befestigte den Kranz mit ein paar Nadeln zur Probe, wobei er sich noch manche Wendungen und Drehungen gefallen lassen mußte. Dann saß alles nach Wunsch.

Sie sprang in die Höhe, setzte beide Arme in die Seiten und betrachtete ihr Köpfchen bald links bald rechts mit allen Zeichen der Zufriedenheit und des Wohlgefallens in den kleinen Spiegel.

Munter mit den Fingern schnippend, pirouettirte sie einigemal durch das Zimmer. Die braunen Augen glänzten vor Lust und Vergnügen.

Es war ein glücklicher Leichtsinn, so harmlos, so unschuldig, daß wir das Mädchen darum nicht tadeln mögen. Sie vergaß, was sie so eben noch dem Lieutenant erzählte, um ganz in der Gegenwart zu leben.

Behutsam legte sie den Kranz zu dem Kleide, emsig beflissen, die Toilettenprüfung weiter fortzusetzen.

Knarrend wichen die Auszüge der Kommode aus ihren Schlössern.

Ein Paar weiße durchbrochene baumwollene Strümpfe kamen zum Vorschein.

Auguste rollte sie auseinander und legte sie zu dem Uebrigen, jedoch nicht ohne einen schnellen Blick des Wohlgefallens auf den kleinen zierlichen Fuß zu werfen.

Die obere Schieblade lieferte einen leichten rosa Florshwal und ein Paar weißlederne Ballhandschuhe.

Die Handschuhe waren schon einmal getragen; Grund genug, sie doppelt scharf zu mustern. Bei Licht mochten sie wohl noch gehen, wenn die Kunst ein Bischen nachhalf. — Auguste ergriff ein

Stück Gummi und suchte den dunklen Schimmer an den Fingerspitzen zu entfernen. Der Erfolg entsprach bald ihren Bemühungen. Die Finger dehnten und strafften sich willig in dem weichen Leder, ohne daß sich weiter ein Fehl zu erkennen gab.

Jetzt fehlte nur noch ein Hauptrequisit — die Altasschuhe.

Auguste öffnete den untersten Auszug ihrer Kommode, um auch diese hervorzunehmen, aber erschreckt fuhr sie in die Höhe — der Platz war leer. Sie besann sich, dieselben jüngst bei einer Freundin haben stehen zu lassen, als sie mit derselben von einem Balle heimkehrte und heftige Fußschmerzen empfand.

Was war nun zu thun? Die Zeit drängte, denn Steinfort wollte um neun Uhr wiederkehren; die Freundin wohnte sehr entfernt und war ganz entschieden auch jetzt nicht zu Hause. Ohne Atlasschuhe aber konnte sie nicht auf den Ball gehen. Dieselben gehörten zum Anzuge, Steinfort wollte sie überdies in eine elegante Gesellschaft führen, sie mußte ihm durch ihre Toilette Ehre machen.

Es blieb kein anderer Ausweg, als ein Paar neue Schuhe zu kaufen; aber — neue Noth! — sie hatte kein Geld.

So lange Fischergraf ihr Verehrer war, hatte sie diesen Mangel vergessen gelernt; denn sie nahm keinen Anstand, ihn um Geld zu bitten, und er gab stets mit vollen Händen, wenn er selbst hatte. Diese Offenherzigkeit war von beiden Seiten ganz natürlich gefunden. In ihrem jetzigen Verhältniß zum Lieutenant Steinfort hatte sie aber anders denken gelernt. Der Lieutenant machte ihr viele Geschenke, doch erkannte sie es selbst dankbar an, daß er ihr niemals baares Geld gab. Sie fühlte es, daß die Annahme des Geldes sie erniedrigen würde und suchte sich durch verdoppelte Thätigkeit ihr Brod selbst zu erwerben. Steinfort dagegen, in Reichthum geboren und erzogen, hatte vielleicht nicht einmal daran gedacht, daß sie

auch Geld gebrauchen könne; er würde sonst wohl Gelegenheit gesucht und gefunden haben, es ihr auf eine zarte Weise zuzustellen.

Für den Augenblick hatte dies Alles indeß die Wirkung, Auguste in die bitterste Verlegenheit zu stürzen.

Sie sann und sann; der Abend rückte immer näher. Sich krank melden, dem Lieutenant sich entdecken, eine Freundin ansprechen, Alles das verwarf sie. Endlich ergriff sie ein Mittel, zu dem sie in früherer Zeit oft ihre Zuflucht genommen — den Pfandleiher.

Obschon ein natürlicher Takt ihr recht gut sagte, daß sich auch dies in ihren jetzigen Verhältnissen nicht mehr für sie schicke, wo sie sich bereits als zu Steinfort gehörig betrachtete, so wußte sie doch für den Augenblick nicht anders zu helfen. Mit schwerem Herzen warf sie ihre Blicke wieder in die Kommode, woselbst ihre weißen Hemden reinlich aufgestapelt dalagen. Sechs von ihnen sollten zum Pfandleiher wandern.

Um keine Zeit zu verlieren, nahm sie dieselben schnell aus dem Behältniß, schlug sie in ein kleines Tuch und barg dasselbe unter dem übergehängten Mantel.

Raschen Schrittes eilte sie in der schon einbrechenden Dunkelheit die Stufen herunter quer über die Straße zum wohlbekannten Nachbar Abraham Loebell.

Eine enge schmutzige, gleich von der Straße aus zu betretende Treppe führte zum Pfandleihe-Comtoir in die Höhe, einem kleinen geschwärzten Zimmer mit schiefen Fenstern und Thüren.

Ein Ladentisch theilte das übel riechende Gemach der ganzen Länge nach. Die Wände waren ringsum mit hölzernen Repositorien bedeckt, in denen die verschiedenartigsten Pfandobjekte aufbewahrt wurden: Kleidungsstücke, Wäsche, Hausgeräthe, Luxus-

artikel, Bücher, Waffen, Gemälde, kurzum was nur Geldeswerth bietet.

Eine triste Hängelampe verbreitete einen kümmerlichen Lichtstrahl auf einem Schreibepulte, über welchem sie schwebte, um die Vermerke in dem großen Schuldbuche zu ermöglichen. Die Illumination des Zimmers selbst wurde einem dünnen Talglicht anheimgestellt, welches in dem Hals einer Weinflasche befestigt, sich auf dem Ladentisch befand.

Hinter dem Ladentisch stand Herr Abraham Loebell, ein kleiner, fast mumienartig eingetrockneter Mann mit einem schwarzen Käppchen und einem grünen Augenschirm, der das hagere braungelbe Antlitz fast ganz verdeckte.

Als Auguste eintrat, sah sie ihn eben im Begriff, mit einem langen, hektisch aussehenden Manne zu verhandeln, welcher zwei Stücke Garn zum Versatz bot.

Herr Loebell schien nicht gewillt, den Wünschen desselben zu genügen, denn er schrie mit seiner widerlich quäkenden Stimme: „Fünnef Daler woll'n Se haben? — Se sind 'n Mensch ohne Gemieth; Se woll'n meinen Ruin; ich werd' 'n doch geben zwei ganze Daler.“

In dem Antlitz des Andern lag ein düsterer Schmerzensausdruck. „Damit kann ich nicht auskommen,“ sprach er gepreßt, „geben Sie mir vier Thaler, das Garn ist ja viel mehr als das Doppelte werth.“

„Gott's Wunder! As Se mer nich werd'n bezahlen wieder, muß ich's lassen verauktioniren bei die Gerichte,“ replizirte der Pfandleiher, indem er die Pakete verächtlich auf den Ladentisch warf; „nu und wenn's keiner kauft, kann ich machen 'n Schaden. Ich werd' 'n doch nich geben vier Daler.“

Der Fremde nahm die Garnstücken in die Hand und betrachtete sie mit niedergesenktem Haupt, während der kleine Jude hinter dem Ladentisch stehen blieb und ihn verstohlen unter dem grünen Schirm beobachtete.

„Gott im Himmel,“ rief er endlich mit fieberhaftem Ausdruck, „Geld haben muß ich; so geben Sie mir doch wenigstens drei Thaler. Lieber Mann, wenn Sie wüßten, was ich schon thue um Weib und Kind vom Hungertode zu retten, Sie würden einem Unglücklichen die Blutpfennige nicht noch beschneiden. Ich sage Ihnen, das Garn ist dreimal mehr werth als ich fordere.“

Der Jude nahm die Pakete wieder in die Hand. „Nu, ich werd' sein mildthätig,“ sprach er, „man is 'n Mensch, Se geh'n mer zu Herzen. Ich werd' 'n geben zwei ganze Daler und fünfzehn Silbergroschen. As Se 's sind zufrieden, sagen Se nich nein.“

„Gott ich kann hier nicht länger stehen,“ seufzte schmerzlich der Andere, „so geben Sie mir nur das Geld.“

Der Jude packte das Garn sehr behutsam in eins der Repositorienfächer und heftete eine Nummer daran.

„Zwei 'n halben Daler,“ rechnete er, „macht auf sechs Monate an Zinsen: einen Daler sieben Silbergroschen sechs Pfennige. Se bekommen also ebenfalls einen Daler, sieben Silbergroschen sechs Pfennige.“

„Was?“ fiel der Andere ihm zornig ins Wort, „Sie nehmen hundert Prozent und lassen mich diese Wucherzinsen gleich zum Voraus entrichten?“

„As Se nich wollen, können Se kriegen ihr Garn zurück,“ sprach der Jude gelassen. „Se bezahlen für 'n Daler zwei und einen halben Silbergroschen monatliche Zinsen, immer pränumerando auf sechs Monate. Is das Wucher? Gott's Wunder, soll ich thun

mein Geld umsonst aus? Muß ich nich stehen für de Motten? — —“ Der Jude war in Eifer gerathen und hatte sich zu weit führen lassen; er hielt daher schnell inne, um sich zu korrigiren: — „Nein, für'n Mottenschaden steh' ich nich, hören Se wol, ich steh' nich derfür; aber für'n Staub steh' ich. Und soll sein de Arbeit umsonst? Gott's Wunder! Keiner will sein Pfandleiher und wenn's Einer wird, so soll er nich essen sein täglich Brod? Gott's Wunder! — Nu, wollen Se 's Geld?“

Der Angeredete stand leichenblaß da; die neue Täuschung hatte ihn furchtbar ergriffen. „Her mit dem Gelde!“ schrie er außer sich, indem einige Verwünschungen etwas leiser nachfolgten.

Der Jude ging an das Pult, tauchte die Feder in ein ganz kleines bespritztes Dintenglas und schrieb den Pfandzettel. „Wie is der Name?“ fragte er.

„Weber Greif,“ antwortete der Gefragte dumpf.

Auguste hatte bis jetzt im Hintergrunde des Zimmers verweilt, da sie sich scheute, von Jemand erkannt zu werden. Sie war ein stummer Zuschauer der ganzen Verhandlung gewesen und hatte sich tief von derselben ergriffen gefühlt. Die Stimme des Fremden war ihr bekannt vorgekommen; sie vermochte aber keinen Nachweis in ihrem Gedächtniß aufzufinden. Als sie den Namen nennen hörte, besann sie sich plötzlich, daß der Weber Greif ein guter Bekannter in ihrem elterlichen Hause gewesen und auch wohl später von ihr in den Fabriken gesehen sei.

Der Weber strich die wenigen Groschen, welche ihm übrig blieben, mit einem tiefen Seufzer zusammen und empfing den Pfandzettel. Er drehte jetzt das Haupt, um das Zimmer zu verlassen. Auguste bemerkte, daß er beim Hinausgehen verzweiflungs-

voll die Hände rang, sie sah in sein bleiches, verstörtes Antlitz und ihr warmes Mitgefühl ließ sie nicht länger ruhen.

Alle Schaam von sich werfend, trat sie ihm rasch mit einem freundlichen Gruß in den Weg.

„Kennen Sie mich denn noch, lieber Herr Gevatter?" fragte sie. „Geht es Ihnen so schlecht, daß Sie hierher kommen müssen? Habe ich recht verstanden, so sind Sie verheirathet?"

Der Weber sah die Sprechende starr an, und rieb seine Stirn, als wolle er sich erinnern, ob sie ihm so eben etwas gesagt habe.

„Kennen sie wirklich Auguste Straß nicht mehr?" fragte sie freundlich weiter. „Wir waren ja lange Nachbarn."

Der Weber rieb sich fortwährend die Stirn.

„Lassen Sie mich gehen," schrie er plötzlich, „wenn ich nicht bald Brod bringe, verhungern Frau und Kinder und der verfluchte Jude hat es zu verantworten."

Mit diesen Worten stürzte der Weber wie von Furien gepeitscht die Treppe herunter.

Auguste sah ihm betroffen nach.

Nur der Arme hat wahres Mitleid mit dem Armen. Er nur kennt die ganze Schwere des Unglücks, arm zu sein und hilft dieses Unglücks wegen dem Armen.

Auguste war schnell entschlossen, ihre Sachen dem Pfandleiher zu überlassen, um statt des Geldes sich das Garn des Webers zurückgeben zu lassen. Ihre früheren Verhältnisse und die dort gemachten Beobachtungen setzten sie sehr leicht in den Stand, zu errathen, daß das Garn nicht das Eigenthum des Webers sein könne, sondern ihm von einem Fabrikanten zur Verarbeitung über-

geben sei. Sie zitterte für den Unglücklichen, wenn sein Verbrechen entdeckt werden sollte und wünschte das Garn vorher in seine Hände zurück zu liefern.

Der Pfandleiher weigerte sich indeß, ihrem Verlangen Genüge zu leisten, da der Pfandzettel sich in der Hand des Webers befinde und er dem Letzteren auf die Verschreibung hin stets zur Rückgabe des Garns verpflichtet bleibe.

Den Zettel konnte Auguste freilich zur Stunde um so weniger schaffen, als sie nicht einmal wußte, wo Greif gegenwärtig seine Wohnung aufgeschlagen habe. Außerdem hatte sie Steinfort ihr Wort gegeben, für ihn zum Abholen bereit zu sein, — ein Versprechen, an dessen Erfüllung ihr Herz sie lebhaft mahnte. Sie beschloß also, die Sache bis zum folgenden Tage zu verschieben und dann eins ihrer Kleider zu versetzen, um mit dem Erlös den Unglücklichen aus der Noth zu reißen. Daß sie dabei gar nicht an Steinforts Unterstützung dachte, war eine auffallende, aber im Grunde natürliche und nicht gar seltene Erscheinung. Der reiche Offizier konnte sich unmöglich eine Vorstellung von dem Elende des Webers machen, sie aber, die da wußte, wie weh der Hunger that, hatte um so eindringlichere Veranlassung einzuschreiten.

Auguste machte sich dies ohne Zweifel nicht klar, denn hätte sie es gethan, so würde sie bei ihrer Liebe zu Steinfort das ganze Raisonnement bekämpft und wenigstens auf ihn nicht angewandt haben. Sie konnte sich versichert halten, daß er sie nicht abweisen würde, wenn sie für Nothleidende um seine Mildthätigkeit gebeten hätte. Indeß ist es doch unzweifelhaft, daß etwas Aehnliches, als wir andeuteten, im Hintergrunde ihrer Seele schlummerte, und bei der großen Kluft, die sich auch in ihrem Bewußtsein zwischen dem Reichthum und der Armuth ausdehnte, wirklich schlummern durfte. —

Das Mädchen hatte über die erzählten Vorgänge den Abend herankommen lassen. Sie brachte daher ihr Geschäft mit dem Pfandleiher rasch zu Ende und lief eiligst in einen nahgelegenen Schuhladen, um das fehlende Kleidungsstück anzuschaffen. Dann begab sie sich nach Hause, das hochwichtige Geschäft der Toilette zu beginnen.

Lange dauerte es freilich, ehe sie im Stande war, das Bild des unglücklichen Webers aus ihrem Gedächtniß zu verdrängen. Sie machte sich Vorwürfe, ihn nicht an dem Versatz des Garnes gehindert zu haben und sah ihn in ihrer Phantasie schon dem Kriminalgefängniß mit allen Schrecknissen desselben überliefert.

Welche Bilder der Nacht wären es indeß wohl, die durch die nahe Aussicht auf einen Ball, an der Hand eines geliebten Mannes in der Brust eines schönen, lebenslustigen, siebzehnjährigen Mädchens nicht verlöscht werden könnten? Zumal wenn die lästige Pause bis zum Besuch der Fete durch die stets interessante Balltoilette ausgefüllt wird?

Auguste schmückte sich mit dem ganzen Eifer einer Balldame, die recht wohl weiß, daß sie von der Mutter Natur nicht stiefmütterlich ausgerüstet ward und sich fest in den Kopf gesetzt hat, mindestens einem halben Schock windiger Gecken das Surrogat des Herzens zu entführen.

Ueppig quoll der volle weiße Hals aus dem knapp anliegenden Mieder des Kleides, welches die schlanke Taille im günstigsten Lichte sehen ließ.

Die reichen braunen Haare waren vorn glatt gescheitelt, hinten in einen dicken Knauf zusammen geflochten. Auf dieser dunklen Unterlage glänzte der silberne Rosenkranz, ein üppiges Symbol von Lust und Liebe.

Ein leichtes Gewölk schlang der Rosashawl sich um den Nacken, an den Enden in zierlichen Trobdeln auf dem Weißgrund des Kleides auslaufend.

„Hübsch, in der That recht hübsch," sprach Auguste zufriedengestellt zu sich selbst, als sie den vollendeten Anzug noch einmal in dem kleinen bescheidenen Toilettenspiegel Stück für Stück die Revue passiren ließ.

Anmuthig wiegte sie zum Schluß der Musterung den üppigen Körper auf den neuen Atlasschuhen durch das Gemach, noch einmal den feingewebten Strümpfen, welche der weißen Haut des Fußes willige Durchsicht ließen, einen beifälligen Blick schenkend.

Wer weiß, ob die Urtheile des alten Majors von Steinfort nicht milder geworden wären, wenn er jetzt unvermerkt einen Blick gethan hätte in das stille Grisettenzimmer. Aber freilich hätte er auch die Erzählung hören müssen, welche vorher edles Pflichtgefühl das Mädchen dem Herzensgeliebten ablegen hieß.

Mit innigen Blicken betrachtete der Lieutenant die reizende Figur, als er mit militairischer Pünktlichkeit zur bestimmten Stunde bei ihr eintrat. Voll stolzer Siegeshoffnung ob des ersten Auftretens in der Gesellschaft führte er sie in die bereit stehende Equipage.

XLIII.

Der Ball und seine Gäste.

Weithin glänzte durch die Straße die brillante Erleuchtung des französischen Hauses.

Augusten's Herz klopfte vor Entzücken, als die rasch dahin fliegende Equipage sie vor dem Tummelplatz der rauschenden Vergnügungen absetzte.

Mit jugendlicher Elasticität flog sie aus dem Wagen über die Thürschwelle zur Bell-Etage hinan.

Der Ball ist für das Weib, was das Roß für den Mann, dort zeigt die Eine Schönheit und Anmuth, hier der Andere Kraft und Stärke. Darum ist es sentimentale Prüderie, wenn die Jungfrau sich zurückzieht von den schönsten Vergnügungen ihrer Jahre; es ist entnervte Schlaffheit, wenn niemals der Jüngling die Rennbahn gesehen hat.

Steinfort trat durch das Gewirr Kommender und Gehender mit seiner Dame in das Vorzimmer. Der bereitstehende Billetteur

wies sie in die beiderseitigen Garderoben, um die Mäntel abzulegen und der zerknitterten Toilette wieder aufzuhelfen. Nach einer Pause traten sie in die glänzend geschmückten Festzimmer.

Man muß nicht glauben, daß Auguste sich hierdurch gar sehr imponirt fühlte, oder daß ihr Alles so fremd gewesen wäre. Wenn auch nicht als Fabrikenmädchen, so hatte sie sich doch späterhin mit Glanz und Pracht leicht vertraut gemacht. Es lag natürlich in den Verhältnissen großstädtischer Residenzeinrichtungen, daß sie von dieser Seite sich vielleicht ungenirter fühlte, als manches adliche Landfräulein, welches nie über die Gänse ihres Vaters hinausblickte und zaghaft weiterschreitet, wenn sie den ersten Fußtritt auf einen parkettirten Fußboden setzt.

Die Lokale und Festlichkeiten, welche Auguste früher mit Fischergraf besuchte, waren dieselben welche zu andern Stunden vielleicht die Crème der Gesellschaft aufnahm. Das wußte Steinfort recht gut und darauf kam es ihm auch nicht an; er wünschte, Auguste sollte sich an die Menschen und feinern Umgangsformen gewöhnen, als sie ihr früher eigen gewesen waren. Darum führte er sie in einen Zirkel, der nach einem üblichen Kunstausdruck wohl in etwas gemischt, aber immer ein solcher war, worin Auguste ohne des Lieutenants Vermittlung keinen Eingang gefunden hätte. Hier sollte sie unter seiner Anleitung diejenigen Vorstudien machen, welche zum Auftreten in der haute volée unerläßlich waren.

Aus dem Gesagten folgt, daß Auguste keineswegs schüchtern und unbefangen auftrat, vielmehr leicht und ungezwungen durch die lange Zimmerreihe bis zum Ballsaal dahin schritt. Wer sie leicht dahin schweben sah in Anmuth und Jugendfülle hätte sich wohl eher für verzaubert gehalten, als an ihre Lebensgeschichte geglaubt. Nur wenn er sich mit ihr in ein Gespräch eingelassen,

ihre Worte, Geberden und Mienen einer genaueren Kritik unterworfen, möchte er vielleicht der Wahrheit näher gekommen sein.

Steinfort bemerkt mit innerer Freude das graziöse Auftreten seiner Geliebten und knüpfte hieran die befriedigende Ueberzeugung, es werde ihrem Verstande leicht gelingen, sich Fehlendes zu eigen zu machen.

Beide traten in den hochgewölbten Ballsaal.

Es war spät geworden; der Tanz hatte bereits seinen Anfang genommen.

Schmetternd flogen die Töne der brausenden Polka vom Orchester herab in die Saalfläche.

Ein buntes Gewühl und Gedränge trieb sich hier durch einander.

In der Mitte des Raumes glitten die tanzenden Paare leicht dahin über den blanken Fußboden, sorgfältig überwacht und gereiht von zwei schwarzgekleideten Tanzordnern des Ballets in Claque und Escarpins. Es war eine schwere Aufgabe die tobende Lust an die unverbrüchlichen Gesetze des Tanzreglements zu fesseln. Hier tanzte ein Paar zu früh, dort zu lange; hier plauderte man und gab nicht Acht auf die Reihenfolge, dort überschritt man das Terrain und kränkte die Zuschauer. Die geplagten Herren mußten den Saal während eines Tanzes hundertmal auf- und abstürzen und dennoch stets eine heitere lächelnde Miene behaupten. Eine seltsame Ironie, welche die Lust des Einen zur Last des Andern macht!

An den Fenstern liefen erhöhte Estraden, auf welchen die Zuschauer saßen, Mütter, Freundinnen, Beschützerinnen der Tanzenden oder auch selbst tanzlustige Füße, denen die wechselnde Muse des Tanzes diesmal keinen Erretter aus der Noth beschieden hatte. Daran vorüber drängten sich die Helden des Balls, den Hut unter dem Arm mit eingeklemmten Lorgnetten recognoscirend, wo die Krone des

Abends zu suchen sei; absichtlich oder unabsichtlich sich auf die Füße tretend und mit banalen Redensarten die murrenden Leichdornen beschwichtigend.

Um das Büffet drängten sich die Gourmands, die Leute mit rothen Nasen und formenreichen Embonpoints, welche es liebten, zur Augen- und Ohrenweide die Genüsse des Gaumens zu fügen.

An der Thüre und in den Ecken standen die Neulinge und die Schüchternen. Frischgeschaffene Studenten, junge Kaufleute, Künstler, Fähnrichs, Zöglinge eines der vielfachen öffentlichen Institute — Alles unglückliche Leute, welche unaufhörlich die Handschuhe zuknöpften oder verstohlen an einem Seitenspiegel ihr Haar ordneten. Wer kennt nicht aus seinem Leben die verhängnißvolle Krisis des Ballfiebers? Jene Momente, wo wir aus schüchterner Ferne zur Angebeteten hinüberblicken, der wir Hand und Herz zu Füßen legen, während wir doch nicht den Muth haben, sie aus dem schäkernden Kreise spottender Freundinnen herauszuholen? Wo wir in einer Sekunde die Ruhe des Abends an ein Paar schwarze Augen verlieren und es nicht wagen, die Hand dieser Augen in Anspruch zu nehmen, weil ein Korb daneben hängt oder das faltenreiche Gesicht einer ehrenwerthen Matrone? Wo mit einem Wort der ganze Ballsaal sich zum lachenden Paradies vor uns gestaltet, in das wir nicht einzudringen wagen, weil eine heillose Blödigkeit uns magnetisch an die Stelle fesselt? Leser sei ehrlich, greif in Deine Brust, denk an diese Zeiten Deines Balllebens, und widme allen Leidensgefährten, die hier so reichlich vorhanden waren, ein stilles Mitleid!

Steinfort nahm Auguste unter den Arm und strich eine Weile planlos mit ihr umher durch das bunte wogende Menschengedränge, bald vorüber an den geöffneten Seitenzimmern, wo die Väter und Patriarchen der tanzlustigen Generation an dem Spieltisch der For-

tuna huldigten, bald durch die Mitte des Saales, wo nach geendetem Tanz die junge Welt plaudernd und schäkernd zusammenströmte.

Den Hauptbestandtheil bildete die reiche Bourgeoisie, einige Studirte, Banquiers, Kaufleute, Künstler, Subalternbeamte der Ministerien, Industrielle und Gewerbtreibende. Die Gesellschaft war, wie wir schon einmal gesagt haben, gemischt, aber sehr anständig. Man fand Schönheit, Eleganz, Anmuth neben Ungeschmack, Häßlichkeit und Derbheit; Hochmuth und Prahlerei neben Bescheidenheit und Sittigkeit.

Prunkend hatte auf einer der Estraden, dem großen Trümeaux gegenüber, die reiche und sehr umfängliche Brennerfrau Bierling mit ihrer einzigen, schon heirathsfähigen Tochter Platz genommen. Beide waren auf das reichste geschmückt; die Mutter mit Juwelen überladen. Aber man sah es dem Putz an, daß er den Trägerinnen unbequem ward und nur bestimmt war, die Goldgrube daheim diagnosticiren zu lassen.

Madame Bierling machte eigentlich den ganzen Abend Toilette. Sie brachte bald das Kollier in Ordnung, welches auf einem wogenden Busen durchaus keine lothrechte Lage behaupten wollte, bald steckte sie die Broche günstiger für das Licht oder schob die Ringe höher über den fleischigen Arm. Die Dienste des Trümeaux's wurden dabei unausgesetzt in Anspruch genommen. War sie mit sich fertig, so begann sie mit der Tochter, einem stillen, bescheidenen, allem Anschein nach etwas einfältigen Mädchen. Die Mutter fand, daß ihr das Kleid schief sitze, oder die Rose im Haar verschoben sei, oder die Ellenbogen zu eckig gehalten würden.

Halb bittend, halb verdrießlich, sah das Mädchen nach der Mutter, mehr als einmal durch das Gelächter der Nachbarinnen aus aller Fassung gebracht.

Vor beiden stand der sechs Fuß lange Justizrath Nathan, eifrig beschäftigt, der Mutter den Hof zu machen, natürlich um die Tochter zu gewinnen.

Er duftete von eau de mille fleures. Strahlende Ringe und Bnsennadeln ließen einen diamantenen Glanz von ihm ausgehen. Aber ach! — der Glanz war erborgt. Er hoffte die Tochter zu erobern, um mit den Geldsäcken des Vaters seine unabsehbaren Schuldenmassen abzutragen.

Er beschäftigte sich eifrig damit, die Mama von seinen Verbindungen mit Prinzen und Fürsten zu unterhalten, um ihr einen Begriff von der Wichtigkeit seiner Person beizubringen.

Die Tochter schien gegen die Verbindung nicht eben etwas einzuwenden zu haben. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, Frau Justizräthin genannt zu werden, auch war Herr Nathan kein häßlicher Mann. Sie war freundlich gegen ihn, wie immer. Früher war es auch die Mutter gewesen, heute bemerkt der Freier aber zu seinem nicht geringen Erschrecken eine erhebliche Kälte an der ehrenwerthen Dame. Er zerbrach sich vergebens den Kopf über die Ursachen dieser Erscheinung. — Der Arme! er wußte nicht, daß die Schwiegermutter in spe heute mit Gewißheit erfahren hatte, er sei ein getaufter Jude. Einem Juden, getauft oder nicht getauft, ihre Tochter zu geben, in diesen Gedanken konnte sie sich nicht finden.

„Ich sage Dich Fritze," sprach sie zu ihrer Tochter, als der Justizrath sich zurückgezogen hatte, „den schlägst Du Dich aus dem Sinn. Du hast vierzigtausend Thaler, da brauchst Du keinen Juden zu nehmen. Es wird schon noch 'n Stück von Lieutenant kommen; na [illegible] wenn sie Dir gnädige Frau benennen, was sagst Du dazu?"

Friederike lächelte etwas einfältig. Es mochte ihr dies Bild nicht gerade unangenehm erscheinen.

„Aber halt Dir grade und richte den Kopf in die Höhe" kommandirt dann Dame Bierling weiter „Friedel's Hannchen macht mehr Figur als Du und die hat nicht zwanzig tausend Dreier — Kellner bringen Sie mal zwei Glas Eis, aber vom allertheuersten was Sie haben."

Nicht weit von dieser Familienscene saß die hinterlassene Wittwe eines reichen Künstlers, zwar schon ein Bischen passirt, jedoch immer noch sehr erträglich.

Neben ihr hatte ein ehemals bekannter Romanschriftsteller, welcher wegen seines Körpers Länge und Breite von seinen Freunden gewöhnlich „der große Doktor" genannt wurde, seinen Sitz eingenommen. Auch zwischen diesen Beiden trieb Cupido sein loses Spiel.

Der „große Doktor" schmeichelte sich mit der gegründeten Hoffnung, die reiche Wittwe baldigst heim zu führen, und hatte alle Ursache hierauf bedacht zu sein, da die Verleger von seinen dickbändigen Romanen nichts mehr wissen wollten. Er hatte die Linie der Vierziger bereits passirt und auf dieser langen Lebensreise mit den Haaren seines Hauptes zugleich die Phantasie seines Geistes eingebüßt. Er brauchte aber viel Geld, denn er war ein gewaltiger Esser und liebte es, g u t zu essen.

Der „große Doktor" erzählte seiner Angebeteten von seinem neusten Roman, der bereits in allen möglichen europäischen und asiatischen Sprachen übersetzt war. Die Künstlerswittwe hörte entzückt zu; sie kannte freilich die mißlichen Vermögensverhältnisse ihres Cicisbeo, dennoch war sie entschlossen ihm ihre Hand zu reichen, denn es schmeichelte sie, die Frau des „großen Doktors," des berühmtesten aller Romandichter zu heißen.

Der Bruder der Dame, ein reicher Kaufmann und höchst jovialer, etwas ärgerlich lebender Mann, trat zu den Beiden.

„Hören Sie lieber Fliege," sprach er zu dem Dichter, „haben Sie heute die Voß'sche Zeitung gelesen?"

„Ich lese so ein Blatt nicht," sprach der Angeredete achselzuckend.

„Es steht aber etwas über Sie darin," fuhr der Kaufmann fort, „der Kritiker Rellholz hat Ihren neusten Roman besprochen. Er sagt, die Strafanstalt zu Flachsenfingen habe es als härteste Disziplinarstrafe bei sich eingeführt, jenen Roman von den Uebelthätern durchlesen zu lassen."

„Ah bah!" rief Doktor Fliege mit unendlicher Verachtung, indem er mit beiden flachen Händen den starken Backenbart strich und die Zeigefinger gekrümmt über den Schnurrbart laufen ließ.

„Es muß Sie doch ärgern," sprach der Peiniger unermüdlich weiter, „Rellholz sagt, man habe mit den unbändigsten Sträflingen den ersten Versuch gemacht, und dieser sei so vollkommen gelungen, daß sie sich allen Anordnungen auf das geduldigste unterworfen hätten; Schläge, Hunger, einsames Gefängniß sei ihnen nichts dagegen."

„Aergern soll mich das?" rief der große Doktor, indem er grimmig mit der Hand auf seinen Kopf schlug, daß fast die ganze Perücke sich verschob, „nein sicherlich nicht! Der Rellholz ist ein Mann, der eben so viel von der Romanpoesie versteht, wie ich von der Gasanstalt. — Aber kommen Sie, wir wollen im Nebenzimmer soupiren, denke ich; es ist hier eine erstickende Hitze."

Der große Doktor blies mit vollen Backen von sich, so daß der mächtige Leib noch mehr aufzuschwellen schien. Dann bot er der Dame den Arm, um sie aus dem Saal zu führen. Das Gespräch war ihm offenbar höchst fatal und er hatte mehrere Male durch seine Brille sichtliche Anstrengungen gemacht, den Eindruck auf die Wittwe zu errathen.

Beim Hinausgehen zeigte der Doktor Fliege mit der Hand auf ein ihm vermuthlich bekanntes Paar und lächelte spöttisch.

Es war der reiche Banquier Oppenberg, welcher der berühmten ersten Tänzerinn des Ballets, der Demoiselle Windig, ein Glas Champagner offerirte. Er hatte ihr alles Ernstes sein Herz angetragen, und sie hatte sich alles Ernstes herabgelassen, ihn Hoffnung auf den Besitz ihrer Hand zu machen. Indeß war es ihm dabei zur Bedingung gestellt, sich vorher adeln zu lassen, denn Demoiselle Windig hielt dafür, daß herkömmlicherweise eine berühmte Tänzerin nur dem Adel sich vermählen dürfe.

Sie begünstigte nach Maßgabe dieser Grundsätze einen Offizier aus altadlicher Familie, welche ihren Stammbaum bis zu Karl dem Großen zurückführte. Hier war indeß ein anderes Bedenken vorhanden, — der Mann war arm und sie hätte ihn deswegen zweifelsohne längst zurückgewiesen, wenn er ihr nicht die Hoffnung auf eine reiche Erbschaft eines alten Onkel in der Perspective gestellt hätte. Dies aber convenirte zu sehr ihrem unmaßgeblichen Dafürhalten, daß alter Adel in Verbindung mit gefüllten Geldsäcken jedenfalls am geeignetsten sei, das Herz einer Ballettänzerin auszufüllen.

Der quästionirte Lieutenant Graf Teufel von Teufelsritt, befand sich gleichfalls auf dem Balle und Demoiselle Windig bedurfte großer Geschicklichkeit, um zwischen den collidirenden Intressen beider Anbeter ohne Havarei hindurch zu steuern. Sie hatte es indessen sehr wohl bemerkt, daß der gräfliche Teufel sich in diesem Augenblick sehr entfernt in der Mitte eines Schwarms von Kameraden befand, welche sich eifrig über die Tugenden eines Windhundes unterhielten. Hunde waren die Leidenschaften Sr. Hochgeboren, und die Tänzerin konnte diesen Moment am schicklichsten benutzen, um den Geldsäcken des Banquiers eine besondere Huldigung angedeihen zu lassen.

Graf Teufel hatte aber diesmal doch noch für andere Dinge Sinn gehabt, als für Jagdhunde.

Er schritt mit Riesenschritten durch den Raum des Saals und trat zu dem Paare, als eben die Tänzerin im Begriff war, das Kelchglas an die Lippen zu setzen.

„Vorhin dankten Sie," sprach er sehr pikirt, „als ich Ihnen Champagner anbot und wollten den ganzen Abend keinen trinken."

„Es war so eine Laune," lachte muthwillig die Dame, „jetzt habe ich Lust bekommen."

Der Graf betrachtete den Banquier mit zornrothem Antlitz, während die Tänzerin den Champagner leerte und sich das Glas noch einmal füllen ließ.

„Wollen Sie?" fragte sie mit versöhnlichen Tönen, indem sie dem Grafen das Glas hinhielt, „dort an der Stelle habe ich getrunken, da wird es Ihnen am Besten schmecken."

Der Graf nahm dies für Spott und wurde noch wüthender.

„Ich trinke mit keinem Juden," sprach er beleidigend, „kommen Sie."

Mit diesen Worten bot er in ziemlich herrischer Weise der Tänzerin seinen Arm.

Die lange gefürchtete und geschickt vermiedene Explosion war da. Demoiselle Windig erkannte wohl, daß sie in diesem Moment zwischen Einem der Anbeter wählen und dem Andern entsagen müsse, falls sie es nicht mit beiden verderben wolle. Sie glaubte das Gewisse für das Ungewisse nehmen zu müssen; vielleicht auch bestärkte das ungezogene Wesen des Grafen sie in ihrer Wahl.

Sie trat rasch einen Schritt von dem Grafen zurück und legte ihre Hand in den Arm des Banquier. „Allons cher Oppenberg!"

kommandirte sie, indem sie unter einem allerliebsten Pas mit ihm davon hüpfte.

„Nicht wahr, Du läßt Dich adeln?“ sprach sie, indem sie dem Begleiter zärtlich ins Gesicht blickte.

Graf Teufel von Teufelsritt blieb sehr verdutzt stehen. —

Wir wollen unsere Leser nicht mit der Beschreibung aller einzelnen Gruppen ermüden, die sich in ähnlicher Weise hier und dort umher bewegten. Es war viel glänzende Heuchelei und nackter Egoismus, übertüncht durch feine Manieren und glänzende Kleidung.

Steinfort that Unrecht, daß er seine Auguste, das zwar leichtsinnige, verführte, aber offene und ehrliche Mädchen auf diese schlüpfrige Bahn brachte, um sich den Flitter der Cultur anzueignen. Er hätte es bedenken sollen, daß dieser Flitter ohne seine andere tiefere Seite der ächten Bildung völlig verderblich wirken müsse. Aber wie er überhaupt in einer, wenngleich edlen, doch exaltirten Sinnesweise die gewaltigen Schranken des Hergebrachten zu überspringen vermeinte, so fehlte es ihm auch hier an der nöthigen Einsicht in das gefährliche Wagestück, worin er sich und seine Geliebte verwickelte.

XLIV.

Das Ende vom Spiel.

Der Lieutenant führte das Mädchen nach einer Pause an eins der Büffets, um nach dem Umherschlendern sich an einer Tasse Thee zu erquicken.

Er überließ sie hier einen Augenblick sich selbst, um seine Kameraden, welche nach der Beendigung des Tanzes mitten im Saal eine lärmende, ausgelassene Gruppe bildeten, zu begrüßen.

Kaum gerieth er unter sie, so wurde er von allen Seiten mit Fragen nach seiner Begleiterin bestürmt und hier zeigte es sich zuerst, welchen Verlegenheiten er sich ausgesetzt hatte.

Die Schönheit des Mädchens erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Man entdeckte bald, daß sie ohne alle ältere männliche oder weibliche Beschützer mit Steinfort allein anwesend sei. Da man an ihren wahren Charakter nicht dachte, so konnte dies eigentlich nur dann seine genügende Erklärung finden, wenn sie Steinforts erklärte Braut war. Davon wußte aber Niemand Etwas.

Steinfort hatte Alles dies nicht bedacht und gerieth in die peinlichste Situation, da er nicht wußte, wie er das Mädchen bezeichnen oder ihre Anwesenheit mit ihm rechtfertigen sollte.

Er antwortete endlich flüchtig, es sei eine weitläufige Cousine von ihm, die zum erstenmal hier in Berlin anwesend und ihm von dem Vater derselben, welcher erst später nachkommen könne, vorläufig anvertraut sei. Zum Glück für ihn begann so eben die Musik zu einem neuen Tanze und überhob ihn der Nothwendigkeit, das bedenkliche Examen noch ferner zu bestehen.

Die Tanzordner nahten und trieben die Plaudernden aus der Mitte des Saales an die Seitenwände.

„Verdammt hübsches Mädchen, das der Steinfort da aufgegabelt hat," sprach der Dragonerlieutenant von Stengel zu einem seiner Kameraden.

„Versteht sich," meinte dieser, ein unermeßlich langer blonder Infanterielieutenant, „hübsch ist sie, aber die Landpomeranzen sind gewöhnlich dumm. Ob sie Geld haben mag?"

„Potz Tausend," rief der lebhafte Baron von Görz, „ich halte sie gar nicht für eine Landpomeranze. In der Provinz sehen die Damen anders aus. Ich kann ein Stück von meinem letzten Urlaub pfeifen."

„Ach ja," bemerkte ein Vierter, „Du bist bei Deiner Tante gewesen und hast ihre Möpse gefüttert. Rankendorf hat uns hier hübsche Geschichten von Deinem idyllischen Schäferleben erzählt; er meinte aber gleich dabei, es wäre wohl nur der guten Erbschaft wegen."

„Rankendorf ist, glaube ich, nicht bei Trost," replizirte Görz verdrießlich auf diese sarkastische und ihm sichtlich unangenehme

Nebenbemerkung; „aber ich sage, das Mädchen ist nicht aus der Provinz.“

„Ich halte das für sehr möglich,“ sprach mit feiner Stimme ein blutjunger Lieutenant, der bis jetzt immer nur den stummen Zuhörer abgegeben hatte. „Herr von Steinfort zeigte ein sehr ängstliches Gesicht, als er uns die Auskunft ertheilte.“ Das Lieutenantchen machte bei diesen Worten eine erstaunlich pfiffige Grimasse.

„Ja, ja, das ist richtig,“ lachten Mehrere, „er hatte ein verdammt ängstliches Gesicht.“

„Alle Teufel,“ rief der Dragonerlieutenant, „dahinter steckt was Heimliches.“

„Das meine ich auch,“ wiederholte das Lieutenantchen von vorhin mit dem superklugen Gesicht.

„Aber meine Herren,“ sprach der Rittmeister von Bardua, „wohin verirren Sie sich mit Ihrer Phantasie. Steinfort ist ja das keuscheste Mädchen im ganzen Regiment und wahrheitliebend wie Ritter Bayard seligen Andenkens.“

Das Geschmetter des Orchesters übertönte hier die Sprechenden, welche lachend auseinander stoben.

Steinfort war zu Auguste zurückgegangen und hatte sich mit ihr in einen der eben beginnenden Contretänze eingereiht. In derselben Colonne befand sich auch der große Doktor mit seiner Wittwe, welche ihn zu seinem Leidwesen gezwungen hatte, das Souper im Stich zu lassen, um dem Ruf des Orchesters Folge zu leisten.

Die Musik ertönte und die Tanzenden schlangen sich in kunstvollen Windungen durcheinander.

Auguste erregte bald durch ihre graziöse Leichtigkeit die Auf-

merksamkeit aller Paare, insbesondere die des Doktors Fliege, der sie unverwandt im Auge hielt.

Plötzlich besann er sich, daß sie zu den Grisetten gehört habe, die er früher auf den Bällen in Villa bella vor dem Oranienburger Thore sah. Er war hier Stammgast gewesen, ehe er um die Hand der reichen Wittwe warb und hatte Augusten sogar sehr eifrig nachgestellt. Da ihr aber sein brüsques, hochfahrendes Wesen mißfiel, war er stets von ihr zurückgewiesen worden.

Seine Sinnlichkeit erwachte mit aller Gewalt, als er das üppige Mädchen in dem niedlichen Ballkostüm so plötzlich vor seine Blicke gerückt sah. Einige naheliegende Vergleiche mit der Wittwe mochten die Reize desselben in seinen Augen noch erhöhen. Er wußte sich so wenig zu bemeistern, daß er jede Gelegenheit des Tanzes, welche ihn mit dem Mädchen in Berührung brachte, benutzte, um sich lächelnd zu ihr nieder zu beugen, ihre Hände zu drücken und ihr zärtliche Worte ins Ohr zu flüstern. Er ließ sich hierin trotz des sichtbaren Sträubens von Auguste nicht im mindesten irre machen, und alle Anwesenden konnten entnehmen, daß er entweder zu ihr auf einem vertrauten Fuß stehe, oder doch gestanden habe.

Steinfort glühte vor Zorn, aber die Gesetze der Schicklichkeit verhinderten hier jede Explikation.

Kaum war der Tanz beendet und der große Doktor mit seiner Herzensgebieterin wieder in das Nebenzimmer getreten, um seine Liebesgrillen in einer angefangenen Gänseleberpastete zu vergraben, so erging ein schweres Gericht über sein schuldbeladenes Haupt.

Der Wittwe waren die Liebeleien mit dem Mädchen nicht entgangen; sie war außer sich vor Eifersucht und überschüttete den Liebhaber mit den maaßlosesten Vorwürfen.

Der Doktor Fliege erkannte hieraus erst, was er leichtsinniger Weise begonnen hatte. Er fürchtete den Verlust der reichen Partie, der Angstschweiß perlte ihm von der Stirn. Vergebens versicherte er, daß er nicht das mindeste Interesse für das Mädchen empfinde, daß dasselbe ihm ganz gleichgültig sei, und nur der Umstand, sie schon früher gesehen zu haben, ihn dahin gebracht, einige Worte mit ihr zu wechseln. Die Wittwe erklärte sich unverzeihlicher Weise zurückgesetzt, kompromittirt, lächerlich gemacht, kurzum, ließ wenig an Krämpfen und Verzuckungen fehlen.

In dieser verzweifelten Situation verfiel der große Doktor auf ein verzweifeltes Mittel, um seiner Herzensdame den schlagendsten Beweis zu geben, daß er wirklich für Auguste keine Neigungen empfinde.

Er begab sich zu den Ballvorstehern und erzählte ihnen, wer Auguste sei, indem er zugleich Beschwerde führte, daß solche Personen in anständigen Zirkeln Zutritt fänden.

Die Ballvorsteher waren sogleich Feuer und Flamme, da sie den Ruf ihrer Unternehmungen gefährdet sahen. Was sollte das Publikum urtheilen, wenn es erfuhr, daß auf einem Feste im französischen Hause, welches die reiche Bourgeoisie, sogar Beamte und Offiziere mit ihrer Gegenwart beehrten, eine Grisette Eintritt erhalten!

Es wurde sogleich nöthige Nachfrage angestellt, und bald ergab sich, daß der Lieutenant Steinfort das Mädchen eingeführt habe.

Dies machte die Ballvorsteher stutzig. Den reichen Lieutenant wollte man nicht vor den Kopf stoßen. Man machte dem großen Doktor bemerklich, daß sich wahrscheinlich ein Irrthum eingeschlichen habe, der in seinen Folgen leicht bedenklich werden könne.

Der Doktor Fliege, welcher die drohende, Genugthuung suchende

Wittwe im Hintergrunde wußte, wollte sich dabei nicht beruhigen. Er behauptete, seiner Sache gewiß zu sein, für Alles aufzukommen, und drohte, wenn nicht sofort die erforderlichen Maaßregeln ergriffen würden, allen anwesenden Herren zu sagen, in welcher Gesellschaft sich ihre Damen befänden.

Diese Drohung verfehlte ihre Wirkung auf die Ballvorsteher nicht, welche jetzt das Aeußerste zu besorgen hatten. Doch wollte man so schonend als möglich verfahren.

Der Lieutenant von Steinfort wurde in eine Ecke gerufen und hier nach dem Namen und Stand der von ihm eingeführten Dame gefragt. Da er nicht lügen konnte und auch nicht wollte, so ergab sich sehr bald eine Uebereinstimmung mit der Anklage des Doktor Fliege. Die Folge war, daß man ihm bedeutete, mit seiner Begleiterin, welche für den Zirkel nicht passe, sobald als möglich in aller Stille das Lokal zu räumen.

Wäre Steinfort ruhig und besonnen gewesen, so hätte sich leicht aller Eklat vermeiden lassen; allein bei seiner Liebe zu Auguste und den Ideen, welche er über ihren Fehltritt hegte, glaubte er, daß sowohl ihm als ihr das schwerste Unrecht angethan sei. Er wollte sich hierbei um so weniger beruhigen, je größer und ausschweifender die Hoffnungen gewesen waren, mit welchen er seine Geliebte hier eingeführt hatte.

Er setzte den Eröffnungen der Ballvorsteher den heftigsten Widerstand entgegen, perorirte über die Gleichheit aller Menschen, über die Unschuld des Herzens, welche seine Auguste über alle die gleisnerischen, juwelenbedeckten Balldamen erhöbe, und wurde dabei so laut und heftig, daß sich bald ein großer Kreis von Zuhörern bildete.

Dies war dem großen Doktor am allerwillkommensten, da er

seine Wittwe eiligst herbeigeholt hatte und hoffen durfte, sie durch einen eklatanten Auftritt am leichtesten zu versöhnen.

Er mischte sich jetzt in den Streit und machte dem Lieutenant laute und heftige Vorwürfe darüber: mit Hintenansetzung aller Anstandsrücksichten eine Grisette zu seiner Begleiterin im französischen Hause gewählt zu haben.

Der Lärm wurde endlich so stark, daß er die Aufmerksamkeit aller Anwesenden erregte und auch bis zu Augusten drang, der es schon vorhin aufgefallen war, daß man den Lieutenant von ihrer Seite fort gerufen hatte.

Sie erblickte ihren Geliebten in der Mitte eines großen Gedränges von Herren, sah, wie alles auf ihn anstürmte und fürchtete, es möchte sich hier eine jener handgreiflichen Scenen ereignen, die ihr nach den Erlebnissen in der Villa bella nichts eben Ungewöhnliches waren.

Ohne zu bedenken, wo sie ist, springt sie auf, um ihrem Geliebten zu Hülfe zu eilen, wie es in der gedachten Villa regelmäßig zu geschehen pflegt.

Furchtlos tritt sie dicht an den Kreis der Männer, welche sich lärmend und streitend um den Lieutenant und die Ballvorsteher bis in die Mitte des Saales vorgeschoben haben, während die Damen furchtsam und erschreckt an die Wände oder in die Zimmerecken sich zurückgezogen haben.

Hierdurch giebt sie sich den Blicken aller Anwesenden Preis und ein Schrei der Entrüstung über diese freche Keckheit dringt durch den ganzen Frauenkreis.

Auguste vernimmt schnell, wovon die Rede ist; die Worte des Lieutenants dringen vernehmlich zu ihr, welcher so eben in der höchsten Extase ausruft: „ich erkläre hiermit, daß das Mädchen

meine Braut ist und daß ich jedes Wort, welches noch ferner gegen sie gesprochen wird, als eine mir angethane Beleidigung ansehe!"

Ein dumpfes Gemurmel dringt durch die Haufen; schon hört man bedenkliche Worte, wie „hinauswerfen," „transportiren," „Gemeinheiten," und dergleichen mehr.

Dicht vor dem Lieutenant Steinfort steht der große Doktor. Er hat beide Arme in die Höhe gereckt und ergeht sich in allen möglichen Redensarten, welche die Erinnerung streitender Situationen aus seinen Romanen ihm an die Hand giebt.

Auguste fürchtet jetzt in ihrer liebenden Sorgfalt für das Leben ihres Karl. Alle Rücksichten schwinden, sie sieht und hört nichts weiter als das Verlangen, bis zu ihm vorzudringen und ihm schützend zur Seite zu stehen.

Rasch schreitet sie in den Kreis. Mit kräftigen Armen sich durch die umstehenden Männer Bahn brechend, ist sie in drei Schritten zum Lieutenant hinan gelangt.

Stummes Staunen ergreift die ganze Gesellschaft ob dieses nie gesehenen, nie gehörten Beginnens im französischen Hause.

Das Mädchen ergreift den Geliebten beim Arm.

„Komm Karl," spricht sie gelassen, „wir wollen nach Hause, laß die Narren hier ruhig stehen."

Mit diesen Worten führt sie ihn durch den Kreis und aus dem Saal hinaus.

Der Lieutenant ist durch dies plötzliche Einschreiten so verblüfft worden, daß er das Mädchen ruhig gewähren läßt und erst draußen über das Ende der Affaire zur Besinnung kommt.

Im Saal aber stürmt und rauscht es noch lange wie aufgeregte Meereswogen durch einander und die Gesellschaft bekommt am ganzen Abend ihre festliche Haltung nicht wieder.

Nur die Wittwe drückt dem Doktor Fliege zärtlich den Arm, an welchem er sie führte und spricht lächelnd: „Doktor, Sie haben Ihren Fehler wieder gut gemacht; aber stellen Sie mich nicht noch einmal so hart auf die Probe.“

Demüthig neigte der große Doktor das Haupt und drückte die verzeihende Hand ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

„Bei Gott,“ rief er, „Sie sind groß im Strafen, größer im Verzeihen.“

XLV.

Liebeswerbung.

Es schlug eilf Uhr Vormittags.

Der Märzschnee rieselte in leichten Flocken auf die Straße herunter, hier und dort von schönen Händen eifrig auf Tellern und Gefäßen gesammelt. Märzschneewasser dient zur Verschönerung.

Die Frau Hofräthin Christianus hatte sich behaglich auf dem Sopha niedergelassen, und las in den bei Meyer und Hofmann zu Berlin erscheinenden Berliner Geheimnissen. Es war kürzlich wieder ein neues Heft ausgegeben, welches ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sie hatte eben die sehr interessante Scene gelesen, wie Schmerles und Aalauge im Circus die Börse und die Brieftasche des Fürsten und des Majors entwenden, nur blieb ihr unerklärlich, weshalb auf der hierzu gehörigen Illustration, statt der anziehenden Franziska, ein reitendes Wesen erblickt werde, daß man mit einigem gutem Willen nur für ein männliches Individuum aus der Gesellschaft erklären konnte.

Fräulein Mathilde Christianus saß in einem reizenden Morgennegligee am Fortepiano. Sie spielte und sang:

„Mein Herz ich will Dich fragen,
Was ist denn Liebe sag'?
Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag."

Es war dies das schöne, eben Mode gewordene Lied der Parthenia aus Halm's „Sohn der Wildniß."

Mathilde hatte eine sehr frische, klangvolle Stimme und suchte augenblicklich in ihren Gesang so viel Gefühl, so viel schmelzende Sentimentalität zu legen, als dem gesellschaftkundigen Mädchen nur möglich war.

Es war ein Sirenengesang, um das Herz des neben ihr sitzenden Banquiers von N. völlig zu umstricken.

Seit jenem denkwürdigen Tage, wo der Lieutenant von Steinfort mit dem umgeworfenen Käficht des Papageis am Morgen alle Verbindung abbrach und der Banquier von N. bereits zum Mittag seine Stelle einnahm, hatte Fräulein Christianus den festen Entschluß gefaßt, statt zur Fahne des Mars, zu Merkurs Goldsäcken zu schwören.

Es war ihrer Liebenswürdigkeit wirklich gelungen, den Banquier an sich zu fesseln. Er hatte seine Besuche fleißig wiederholt, sich sichtlich um ihre Gunst beworben, und so war sie denn glücklicherweise zum zweitenmal dahin gelangt, die förmliche Erklärung eines Anbeters erwarten zu dürfen. Daß dies von ihr mit täglich steigender Ungeduld geschah, brauchen wir nicht zu bemerken; die Erfahrung hatte sie gewitzigt.

In Wahrheit liebte sie allerdings den Banquier von N. nicht bloß nicht, er war ihr sogar unangenehm; namentlich war ihr bei

einem festen, bestimmt auftretenden Charakter die fade Süßlichkeit ihres Anbeters höchst widerwärtig.

Herr Banquier von N. — ursprünglich jüdischer Abkunft, späterhin zur christlichen Religion übergetreten und wegen seiner großen Reichthümer in den Adelstand erhoben — war ein Mann, wie man sie häufiger in der Jetztzeit erblickt, ohne Kraft, ohne Charakter, ohne Lebensernst. Als der Sohn eines Vaters, der ihm bereits ein sehr bedeutendes Vermögen hinterließ, hatte er von Jugend auf alle ernstere Beschäftigung vernachlässigt und nach beendeter Schulbildung sich kaum nothdürftig mit dem Mechanismus seines künftigen Lebensberufs vertraut gemacht. Das Geschäft ruhte ausschließlich in den Händen eines zuverlässigen in seinem Hause ergrauten Kassenführers, der mit der unbeschränktesten Vollmacht operirte und nur zu sorgen hatte, daß Herr von N. stets so viel Baarsummen vorfand, als er grade gebrauchte.

Allein auch dies Bedürfniß war im Verhältniß zu seinem großen Vermögen stets ungemein mäßig. Denn sein weibischer und von Natur furchtsamer Sinn erlaubte es ihm nicht einmal, an den gewöhnlichen Extravaganzen seiner Jahre Antheil zu nehmen. Das wilde jugendlustige Treiben seiner Bekannten schreckte ihn, statt ihn zu reizen und so zog er sich, von der reichen und muthwilligen Schaar für einen Duckmäuser verschrieen, bald ganz von ihnen zurück, um seinen eigenen Weg zu wandeln.

Hier ward die Langeweile sein größter Feind. Sie trieb ihn auf Reisen, in die Gesellschaft, in's Theater, auf Bälle, verführte ihn sogar zu ein Paar lockeren Streichen — versteht sich in aller Stille und mit der nöthigen Schüchternheit — aber es fehlte ihm eben überall an Jugendmuth und Jugendlust. Herr von N. hatte bald alle mögliche Vergnügungen durchgekostet, alles langweilig ge-

funden und schlich umher, eher vergleichbar einem alten Weibe, als einem Mann in der Vollkraft der Jahre.

Endlich war er auf einen seltsamen Ausweg gerathen. Er hatte den Entschluß gefaßt, zu versuchen, ob er sich nicht mit weiblichen Handarbeiten die Zeit vertreiben könne. Er hatte nähen, stricken, sticken, häkeln, Filet machen so wie andere hierher gehörigen Künste erlernt, und hierfür am Ende eine wahre Leidenschaft gefaßt. Er saß Tage lang hinter seinem Nähtisch und fand hierselbst natürlich in dem Maaße einen größeren Zeitvertreib, als seine Geschicklichkeit eine immer vollendetere wurde. Diese Geschicklichkeit aber erreichte bald einen solchen Höhepunkt, daß sie in der ganzen Stadt gerühmt wurde und die Mütter ihn ihren Töchtern als Muster und Vorbild aufstellten. Er erhielt den ehrenden Beinamen „Laura die Stickerin.“

Zur Zeit unserer Erzählung stand der Herr Banquier in den dreißiger Jahren. Er war bis jetzt unverheirathet geblieben, weil er wenigstens so viel Einsicht in sein Inneres hatte, daß er den Pantoffel als das unvermeidliche Ziel seines Ehestandes erkannte. Im übrigen sehnte er sich allerdings nach einer Frau, da ihm der Mittagstisch in den Hotels nicht mehr behagte, er auch der Ansicht war, die Handarbeit würde in weiblicher Gesellschaft um so günstigeren Fortgang nehmen.

Diese Umstände hatte Mathilde richtig gewürdigt und darauf ihre Pläne gebaut.

Sie zeigte sich vor den Blicken des Anbeters nur als die schüchterne verschämte Jungfrau, häuslichen Sinn und häusliches Leben über alles schätzend, den Eltern eine willige, gehorsame Tochter, dem Bruder eine liebende, hingebende Schwester. Die rauschenden Vergnügungen der Gesellschaft waren ihr verhaßt, Bälle ein Gräuel, und lange ließ sie sich bitten, ehe sie einstens in Gesellschaft ihrer

Mutter mit dem Herrn Banquier an einem Concert in der Garnisonkirche Theil nahm. Dies hatte seine lebhaftesten Sympathieen erweckt. Er glaubte hier endlich eine Frau gefunden zu haben, die nur seinen Wünschen leben, die ihm stets und in allen Dingen gehorchen und an einer Ausdehnung ihrer Herrschaft nicht einmal denken würde. Daß sie daran wirklich nicht denke, war um so nöthiger, als Herr von N. sehr wohl empfand, er werde der leisesten Willensäußerung keinen Widerstand leisten können.

Seine gegenwärtige Anwesenheit im Christianus'schen Hause stand mit seiner gewöhnlichen Visitenstunde im Einklange, welche er bereits seit einiger Zeit pünktlich einhielt, jedesmal in dem guten Willen, seine Bewerbung endlich auszusprechen und jedesmal in der Furcht, diese Absicht unerfüllt zu lassen. Leider hat die Furcht allemal mehr Ahndungsvermögen, als der gute Wille Thatkraft. Eine unbezwingliche Blödigkeit verschloß ihm den Mund, so oft er sprechen wollte; dann störte ihn Papa Christianus, dann die Mama, einmal machte der Papagei zu viel Lärm. Kurzum der Banquier blieb ein minnender Schäfer in Taubenunschuld und Herzensreinheit trotz der ermuthigendsten Blicke seiner Angebeteten, trotz aller Selbstvorwürfe die er sich stets wiederholte, sobald der Koch im Hotel die Suppe versalzen oder die Speise verdorben hatte.

Mathilde war nahe daran die Geduld zu verlieren; nur die Hoffnung nach dem errungenen Siege sich alle Mühe tausendfach bezahlen zu lassen, erhielt sie aufrecht und ermunterte sie zu neuen Liebenswürdigkeitsversuchen. Dazu gehörte unter andern auch der obige im schmelzendsten Adagio vorgetragene Sang.

Der Banquier hatte sie bei dem Musiziren überrascht — wir wissen nicht ob zufällig, oder in Folge einer Berechnung des Mädchens — und dringend gebeten, darin fortzufahren.

Mathilde sang das Lied ausdrucksvoll zu Ende und legte nach dem letzten Verse die Hände mit gesenkten Blicken in den Schoß.

Sie war allein mit dem Cicisbeo. Die Mutter hatte ihre Berliner Mysterien andächtig zu Ende gelesen und war dann zu einer häuslichen Verrichtung aus dem Zimmer gegangen. Sie grollte noch darüber, daß statt Franziska der Herkules der Gesellschaft als Kunstreiter dargestellt war.

Fräulein Christianus wartete wahrscheinlich sehnsüchtig auf den Erfolg ihres liebefordernden Gesangs. Wenigstens unterbrach sie die eingetretene Stille durch nichts und blickte nur bisweilen verstohlen auf den neben ihr sitzenden Banquier.

Herr von N. hatte vermuthlich wieder den besten Willen von der Welt. Er rieb die Hände in einander, knöpfte den Frack zweimal von Unten nach Oben zu und jedesmal wieder von Oben nach Unten auf. Endlich sah er sich verlegen im Zimmer um, räusperte sich, öffnete die Lippen und begann: „Schon in der heiligen Schrift steht geschrieben — —“

„Spitzbub', Spitzbub'“ rief in diesem unpassendsten aller Momente der bekannte Papagei mit einer so gellenden Stimme durch das Zimmer, daß der Herr von N., wie vom Blitz getroffen, in die Höhe prallte, und die ganze mühsam errungene Fassung verlor.

Papchen war, wie wir wissen, Mathildens Lieblingsthier, aber sie hätte in diesem Augenblick etwas darum gegeben, wenn er vor ihren Augen strangulirt worden wäre.

Der Banquier rang mühsam nach Fassung, „komisch, daß mich der Vogel gerade unterbricht,“ sprach er mit einem erzwungenen Lächeln: „ich bekam einen ordentlichen Schreck, denn ich wollte gerade erzählen, schon in der Naturgeschichte steht geschrieben, daß die Papageien sehr alt werden.“

Dieser Unsinn kam Mathilden, selbst in augenblicklicher Laune, so über die Maßen lächerlich vor, daß sie schnell in die Tasten des Instruments griff, um ihre Lachlust zu bezwingen.

„Das ist sehr gut," bemerkte der Banquier, sich allmählig erholend, „spielen Sie immer noch etwas, Fräulein, ich höre gar gerne Musik; sie strengt nicht an und amüsirt doch."

Mathilde, die noch immer zwischen Unmuth und konvulsivischer Lachlust kämpfte, gehorchte gar gerne und spielte alle ihr bekannten Ouvertüren aus den neuesteu Opern.

Herr von N. schritt dazu nach dem Takt der Musik im Zimmer auf und nieder.

Nach einer Pause fiel sein Blick auf einen am Fenster befindlichen Stickrahm, welcher eine angefangene sehr künstliche Stickerei enthielt. Mathilde hatte dieselbe in einer Tapisseriewaaren-Handlung gekauft und in kluger Berechnung der Schwächen ihres Anbeters hier zur Schau gestellt.

Der Anblick erregte alle handarbeitlichen Leidenschaften des Banquier; er bemächtigte sich des Rahmens und begann eifrig zu arbeiten. Da jetzt die Musik den Reiz für ihn verloren hatte, war es Mathilden bald vergönnt, ihr Spiel zu schließen.

Sie setzte sich zu ihm an das Fenster und brach in laute Bewunderungen seiner Nadel aus.

„Ei ja, mein Fräulein," sagte Herr von N. mit wohlgefälligem Kopfnicken, „ich verstehe dergleichen. Ich habe mich viel damit beschäftigt, denn ich bin ja Gottlob so reich, daß ich Alles thun kann, was mir Vergnügen macht."

„Ei, wie scharmant!" rief das Fräulein mit lüsternen Blicken.

„Nun, Sie sollten einmal mein Arbeitszimmer sehen," erzählte der Banquier weiter, indem er einen Faden von rother Zephirwolle

durch die Nadel zog, „da sieht es aus, wie im schönsten Damengemach; ich habe den ganzen Fußboden mit gestickten Decken von meiner eigenen Hand ausgelegt. Ich habe keine Auslagen dabei gespart, denn ich bin ja Gottlob reich genug dazu. Sie finden bei mir Perlstickerei, Plattstickereien in Wolle und Seide, auch einige Kreppstickereien. Schade, daß die Letzteren nicht mehr Mode sind, darin hatte ich es weit gebracht. — Haben Sie diese Stickerei hier selbst gearbeitet?"

„Ganz gewiß" antwortet Mathilde mit kecker Stirn, obwohl sie nicht das einfachste Muster abnähen konnte, und vielmehr die vorliegende Arbeit eine jener überaus kunstvollen Stickereien war, welche unsere Damen jetzt unter dem Titel der „broderies commencées" in den Läden kaufen und nach Umständen, mit drei oder vier Schlußstichen zur eigenen Arbeit stempeln.

„Nun, die Stickerei ist nicht ganz übel," kritisirte der Kenner mit prüfenden Blicken, „die Farbenwahl zeugt von Geschmack, und die Egalität des Stichs ist lobenswerth. Sie haben aber Petitpoint gewählt; würden Sie Grospoint dem Muster nicht angemessener erachtet haben?"

„In der That, ich habe auch schon darüber nachgedacht," sprach das Fräulein, die natürlich von allen jenen Ausdrücken nicht das Mindeste verstand.

„Ja," sagte der Banquier, indem er ruhig weiter nähte, „ich würde dann auch statt der Zephirwolle englische oder grobe Wolle gewählt haben, das Muster würde dann in seinen Details mehr vorgetreten sein."

„Sie haben Recht," sprach Mathilde, „ich glaube die Mutter hat noch englische Wolle, ich werde sie darum bitten und damit fortfahren."

Der Banquier sah erstaunt in die Höhe, ungewiß, ob diese Worte Ernst oder Scherz seien. Sein Gesicht, welches durch die gesenkte Haltung dunkelroth angelaufen war, erregte unwillkürlich Mathildens Heiterkeit, und dies rettete sie von der Blöße einer starken Unwissenheit.

„Sie sind ein Schalk, Fräulein," sprach er zu dem lachenden Mädchen, sich von demselben für geneckt haltend; „aber ich habe doch Recht. Wenn man die Sache stets unter Händen hat, bekommt man endlich eine große Routine darin."

„O, ich weiß!" sprach das Mädchen, welches es mit dem reichen Liebhaber zu verderben fürchtete; „Ihr Geschmack ist ja berühmt."

„Ich wende auch was daran," plauderte Herr von N., „Sie finden bei mir Stickrahmen, Häkelrahmen in allen Größen und Formen, eben so Wolle, Seide, Gaze in jeder Farbe und Qualität. Wenn ich einmal verheirathet bin, werde ich mit meiner Frau in die Wette sticken, denn da ich ja Gottlob sehr reich bin, brauchen wir Beide nichts weiter zu thun. Es ist angenehm, sehr reich zu sein."

Unzweifelhaft nahm Herr von N. hiermit zum zweitenmal einen Anlauf, seinem erstrebten Ziele näher zu kommen. Es schien ihm aber sehr schwer geworden zu sein, denn er wurde vor Verlegenheit noch röther, wie durch die Arbeit, und zog schnell ein weißes, reich gesticktes Taschentuch hervor, um daran einen Ableiter zu finden.

„Sehen Sie," sprach er, „diese Stickerei ist auch von mir; sie ist freilich überaus schwer, allein ich glaube, Sie würden das wohl noch lernen."

Herr von N. überbot sich heute selbst an Herzhaftigkeit, denn, wir wissen zwar nicht, ob absichtlich oder unabsichtlich, aber offenbar lag hierin zum drittenmal eine starke Anspielung auf seine Herzenswünsche.

Mathilde war bereitwillig genug, ihm ebenfalls mit vollen Segeln so weit als möglich entgegen zu kommen. Inwendig freilich lachte sie über den Narren, und schien zu denken, sei nur erst mein Mann, da wollen wir schon weiter sehen, äußerlich aber sprach sie mit holdselig verschämten Blicken: „Wenn ich mich einmal verheirathen sollte, so würde ich mich ganz nach den Neigungen meines Mannes richten, denn das halte ich für die erste und heiligste Pflicht einer guten Frau."

Diese Worte ergriffen das Herz des Banquiers bis in die untersten Tiefen. Er ward entzückt, er sah die Perle edler Weiblichkeit vor sich; er glaubte nie und nimmer ein braveres Ehegemahl finden zu können. Seine Schüchternheit war verschwunden; er mußte Alles wagen, um solches Glück sein zu nennen.

So ergreift den Spieler der unwiderstehliche Taumel, seine ganze Baarschaft auf eine Karte zu setzen, um dem Banquier das va banque zuzurufen.

Herr von N. raffte krampfhaft allen geistigen Muth zusammen. In der rechten Hand den Stickrahmen in der linken die langeingefädelte Nadel schwingend, sank er unter mächtigem Gekrach vom Stuhl herunter auf beide Kniee vor die Jungfrau. „Fräulein," rief er mit starker, selbstermuthigender Stimme, „wollen wir gemeinsam sticken, denn ich bin ja Gottlob reich genug — —"

Aber o unseeliges Verhängniß! O schaumgeborne Cythere, o Amor, Psyche und ganzer Olymp der heidnischen Götter, die ihr es liebt, neckisch in das Liebesgetändel der Sterblichen zu fahren!

In diesem erklärungsvollen Moment öffnet sich die Stubenthür und Marianne Jobs tritt in der Tracht eines Dienstmädchens in das Gemach. Sie hält auf den Befehl der Herrin einen Präsentirteller in der Hand, auf welchem sich eine Flasche süßen Weins und Bisquit zum Imbiß für den weichlichen Gaumen des Herrn von N. befindet.

Wer will es ihr verargen, daß sie bei dem Anblick dieser unerwartetsten aller Situationen in ein unauslöschliches Gelächter ausbricht? Sie eilt sich ihrer Last auf einem kleinen, den Liebenden nahe stehenden Tisch zu entledigen, um schnell wieder zu verschwinden. Aber die Götter haben es anders gewollt. Herr von N. springt verzweiflungsvoll in die Höhe, fährt mit dem Stickrahmen unter Marianne's Präsentirteller, schleudert ihn selbst mit der zerbrochenen Flasche auf sich, und überschwemmt Alles mit den strömenden Gaben des Bachus.

Dies war mehr, als ein liebeglühendes Herz zu ertragen vermochte.

Der unglückliche Liebhaber hatte seine ganze Baarschaft auf eine Karte gesetzt, diese Karte war verloren gegangen, er mußte seine Liebe banquerutt erklären.

Außer sich vor Schaam, Zorn, Verlegenheit, griff er nach seinem Hut, stürzte ihn mit einem dröhnenden Seufzer auf das weintriefende Lockenhaar, und stürmte zum Zimmer hinaus.

So war auch einst der Lieutenant von Steinfort davon gerannt.

XLVI.

Sturm bei Hofraths.

Woher sollen wir die Farben nehmen, um den grausig tobenden Zorn des Fräuleins Christianus würdig zu beschreiben?

Achill, der griechische Held, konnte nicht grimmer entbrennen, da man ihm die göttliche Brisëis entriß, als diese Berliner Hofrathstochter, da ihr der reiche Banquier entsprungen war.

Entsprungen war! — darin lag Alles, — vielleicht auf immer, jedenfalls für jetzt. Wie lange hatte sie diesen Augenblick der Erklärung herbeigesehnt, und nun, da er gekommen war, wurde Alles durch das alberne Betragen einer dummdreisten Dienstmagd zu Nichts gemacht! Konnte sie nicht draußen bleiben? Wer hieß sie vorlaut und naseweis sich eindrängen in die geheimsten Angelegenheiten der Herrschaft.

Dieser Ideengang läßt errathen, daß die unglückliche Marianne auch hier zum Sühnopfer ausersehen wurde, obwohl sie gewiß nicht mehr schuldig war, als da sie einst der bürgerlichen Justiz verfiel.

Die Gebieterin selbst hatte sie auftragsmäßig in das Zimmer geschickt, sie hatte nicht die nöthige Fassung gehabt, um sich sogleich an der Thür wieder zurückzuziehen; — das war höchstens ihre Schuld. Aber sie hatte gelacht, das war ein Verbrechen, um so schwerer, als es Fräulein Christianus den willkommenen Anlaß bot, ihre Rache zu befriedigen.

Doch wir sind dem Leser noch die Erklärung schuldig, wie es überhaupt kommt, daß Marianne uns hier im hofräthlichen Hause begegnet.

Wir erinnern uns, sie zu verlassen zu haben, als sie in trostloser Stimmung aus dem Gefängnißhof der Stadtvoigtei durch einen dort gewonnenen Beschützer fortgeführt wurde.

Dieser wohlwollende Greis war der Rentier Friedmeier, ein eben so reicher, als, was selten genug zusammentreffen mag, braver und rechtlicher Mann. Aus wahrer Menschenliebe war er Mitglied fast sämmtlicher wohlthätiger Vereine der Residenz geworden, und so auch desjenigen für die Versorgung entlassener Gefangenen. In letzterer Eigenschaft hatte er sich der Marianne angenommen und dieselbe dem Verein übergeben. In diesem befand sich der Hofrath Christianus; er brauchte gerade ein Dienstmädchen und fand sich gemüßigt, mit Rücksicht auf Marianne's tadellose Führung im Gefängniß sie in sein Haus zu nehmen.

Wir haben nicht Ursache zu glauben, daß der Hofrath oder seine Familie reine Menschenliebe bei diesem Werk beseelte. Der Hofrath war Mitglied des Vereins, weil er wußte, daß er sich dadurch liebes Kind beim Minister machen würde, der selbst das Protektorat führte und ihm noch immer den „Geheimen" vorenthielt. Noch mehr glaubte er ihm zu gefallen, wenn er eine entlassene Gefangene sogar in sein Haus aufnehme und hierselbst auf ihre Besserung einwirke.

Freilich sagte er nichts von dem geringen Lohn, den er der Unglücklichen, die nirgends hin wußte, zu zahlen gedachte, noch erwähnte er des Umstandes, daß seine würdige Ehehälfte durch Geiz und Zanksucht bereits so sehr unter den Dienstboten der ganzen Nachbarschaft verrufen war, daß es ihr oft schwer hielt, die erforderlichen Stellvertreter für die Abgegangenen zu gewinnen.

In der That hatte Marianne bald Gelegenheit zu erfahren, daß ihr keine Rosentage beschieden seien. Sie war als Stubenmädchen in das Haus getreten und als solches besonders zur persönlichen Bedienung der Hofräthin und ihrer Tochter angewiesen. Damit war sie auch den Launen beider schutzlos anheimgefallen, die sich oft um so übler gestalteten, je mehr das eigene Verhältniß zwischen Mutter und Tochter an einem freundlichen Einvernehmen Mangel litt.

Die arme Marianne erhielt schwere Arbeit, knappes Essen und niemals ein freundliches Gesicht. Aber sie ertrug alles Ungemach gern und willig, weil es ihr hier immer besser erging, als im Keller des lahmen Jobs. Sie sah wenigstens nicht mehr die schrecklichen Scenen des rohen physischen Verbrechens, und für die Scenen des geistigen Verbrechens, wir möchten sagen, des Verbrechens der Seele, fehlte es ihr zum Verständniß an der nöthigen Bildung.

Dennoch aber hatte sie in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts im hofräthlichen Hause den Unwillen der Herrschaft in immer steigenderem Grade auf sich geladen.

Wie wir wissen war Marianne ein hübsches Mädchen, und das abgehärmte Aeußere, welches sie in der finstern Kerkerluft erhalten hatte, verlor sich bald vor der neu aufblühenden Frische der Gesundheit. Dies konnte ihr Fräulein Christianus nicht vergeben, welche absolut die einzige Schönheit im Hause sein wollte. Sie

vermerkte es mit bitterem Groll, daß die anwesenden Herren, ja sogar der Banquier von N., wohl einmal mit Wohlgefallen auf die angenehmen Formen des Mädchens achteten. Leider hatte sich hierüber auch vielleicht der Sohn des Hauses ein günstiges Urtheil erlaubt und dadurch war wieder der Unwille der Frau Hofräthin rege gemacht. Denn diese, obwohl gegen das innere Wohl und Weh der Familie, wie wir wissen, ziemlich gleichgültig, hielt doch sehr auf die Dehors, und es wäre ihr um dieser willen mehr als fatal gewesen, wenn Jemand dem jungen Herrn ein Einverständniß mit der Dienstmagd nachgeredet hätte. Allerdings mochten auch die Besorgnisse der Mutter nicht ganz ungegründet sein und der Literat Christianus wirklich ein Auge auf Marianne geworfen haben, jedenfalls aber hatte diese nicht einmal etwas davon bemerkt.

So hatte sich denn schon seit längerer Zeit Alles dazu vereint, über das arglose Haupt des Mädchens ein neues Ungewitter zusammen zu ziehen und es fehlte nur an einem schicklichen Anlaß, um die ganze Explosion vor sich gehen zu lassen.

Dieser Anlaß war jetzt gekommen.

Sobald der Banquier das Zimmer verlassen hatte, griff Mathilde im höchsten Zorn nach der Klingel, um die Dienerin, welche das Zimmer nach dem Malheur mit dem Frühstück schleunig geräumt hatte, herbei zu schellen.

Marianne erschien, mit den nöthigen Geräthschaften beladen, um den befleckten Fußboden zu säubern.

Ingrimmig fuhr das Fräulein auf die Dienerin ein.

„Nichtswürdiges Geschöpf!“ schrie sie, „fort, aus meinen Augen!“ — O diese Frechheit; es ist mein Letztes. Fort, befehle ich, aus dem Hause!“

Der Lärm zog die Hofräthin herbei, welche nicht sobald von

dem Vorfall in Kenntniß gesetzt war, als sie unter Entsetzen erregenden Lauten in das Geschimpfe einstimmte.

Der Hofrath kam vom Bureau nach Hause und vernahm mit einem stillen Seufzer die Bescheerung. Zum zweitenmal schien ein Eidam verloren gegangen und die Tochter hatte gleich das neunzehnte Jahr zurückgelegt.

Man verständigte sich bald, daß in jedem Fall dem Banquier von N. für Marianne's Unverschämtheit so viel Satisfaktion gegeben werden müsse als möglich. Marianne, welche sich dem concertirenden Zornausbruch der Herrschaft abermals durch die Flucht entzogen hatte, wurde nach einer halben Stunde zum drittenmal vor den versammelten Familienrath beschieden.

Der Hofrath eröffnete ihr mit richterlichem Ernst:

„Du hast den vielfachen, Dir von uns erwiesenen Wohlthaten mit schnödem Undank begegnet, Du bist ein faules und liederliches Mädchen gewesen; heute hast Du Dir gar ein Betragen gegen einen ehrenwerthen Gast meines Hauses erlaubt, welches mit Worten nicht weiter bezeichnet werden kann. Ich entlasse Dich demnach meines Dienstes, und befehle Dir, binnen einer halben Stunde mein Haus zu räumen."

Marianne verließ schweigend das Gemach, packte ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und ging damit auf die Straße, ohne zu wissen wohin.

XLVII.

Die Weberfamilie.

Der harte Winter neigte sich allgemach seinem Ende zu; aber in seinen Abschied verwickelten sich neue Leiden einer Familie, die zu jenen Kreuzträgern der Noth und des Elends zu gehören schien, auf welche selbst nicht vorübergehend ein Sonnenblick des Geschickes fällt.

Möge der Leser nicht ungeduldig werden, daß wir ihn unausgesetzt durch die Nachtseiten der Gesellschaft führen; die Poesie gehört ihrer Zeit und es ist nicht des Dichters Schuld, wenn die Zeit mehr dem Unglück als dem Glück sich vermählt hat. Möge vielmehr die Theilnahme für die finstern Scenen erwachen, die tagtäglich auch bei uns in den Giebelspitzen oder den Kellergrüften jener Hotels sich ereignen, deren „schöne Etagen" wiederstrahlen von der Pracht und der Ueppigkeit des Reichthums. Möge man sich erinnern, daß in jenen verschmähten Höhlen der Civilisation die fleißigen, verhungerten Hände sich regen, deren Schweiß die Wände der Salons mit Sammet und ihre Fußböden mit glänzendem Getäfel bekleiden hilft.

Der Weber Greif gehörte zu diesen unglücklichen Schlachtopfern der Civilisation, welche, fremde Schätze anhäufend, selbst nichts haben, womit sie des Leibes Nothdurft befriedigen sollen.

Das Geld für das versetzte Garn hatte begreiflicherweise nicht lange ausgereicht und der unglücklichen Familie höchstens für den Augenblick eine kurze Frist ihrer kümmerlichen Existenz gewährt. Fast vierzehn Tage hatten sie sich damit durchgehungert, zudem in jeder Minute von Furcht und Angst gefoltert, es möchte der Schritt des Webers zur gerichtlichen Kenntniß gelangen. Längst war der letzte Groschen des Leihgeldes nach der Apotheke gewandert, um der noch immer kranken Frau eine kleine Erleichterung zu gewähren; woher nun im Augenblick mehr nehmen für Weib und Kind?

Der Weber Greif hatte dem Fabrikanten, dessen Garn er versetzte, durch einen andern Leidensgefährten anzeigen lassen, daß er krank geworden sei und dadurch verhindert werde, die bestellte Weberarbeit zur bestimmten Zeit abzuliefern. Inzwischen war es ihm gelungen, sich bei einem andern Fabrikanten Arbeit zu verschaffen und er arbeitete nun mit übermenschlicher Anstrengung Tag und Nacht, um so viel zu erschwingen, daß er das Garn wieder einlösen und dadurch der Schande und der Strafe seines Verbrechens entgehen könne. Er schlief nur drei bis vier Stunden die Nacht und gönnte sich am Tage kaum so viel Zeit, um das kümmerlichste Mittagsessen einzunehmen; allein dennoch verdiente er nicht mehr als drei Thaler in der Woche. Hiervon mußte er nothwendig zwanzig Silbergroschen bis einen Thaler zur Auslösung des Garnes zurücklegen und von dem Rest sollte er sich, eine kranke Frau und drei Kinder ernähren. Er hatte nämlich außer den beiden, die wir

kennen lernten, noch eine Tochter von neun Jahren, die sich außerhalb befand, als wir das erstemal in seine Wohnung traten.

Welch' ein Leben war das in einem strengen, von übermäßiger Theurung begleiteten Winter!

Eine Kartoffelsuppe mit etwas verdorbenem Schmalz gewürzt, das vom benachbarten Kellerwirth wohlfeiler ausverkauft wurde, galt für ein Festmahl. Hatten sie Kartoffeln in der Schaale und ein wenig Salz dazu, so fühlten sie sich überaus zufrieden. Die tägliche Nahrung bestand in trockenem Brote nebst einem Trunk Wassers, und die Armen würden ruhig gewesen sein, wenn es selbst daran nicht zu oft gemangelt hätte. Aber die Leiden steigerten sich von Tag zu Tag. —

Es war noch früh am Morgen. Der Weber hatte bereits wieder einige Nachtstunden bei der Arbeit zu Hülfe genommen. Die Müdigkeit hatte ihn jetzt überrascht, er saß eingeschlafen hinter seinem Webestuhl, beide Arme über das Gewebe gekreuzt, den sorgenschweren Kopf darauf gelegt.

Die kranke Frau ruhte auf dem Strohsack; sie athmete laut und schwer. An ihrer Seite schlummerte der Säugling, zu den Füßen der Knabe und das Mädchen, kümmerlich mit einigen Lumpen zugedeckt.

Es war allmälig hell geworden; der Weber hatte die Lampe ausgeblasen, hoch erfreut, bei dem verlängerten Tageslicht etwas am Oel sparen zu können.

Ihn quälten angstvolle Träume. Der Körper schob sich unruhig hin und her auf der hölzernen Bank.

„Erbarmen!“ rief er in abgebrochenen Tönen, „Mitleid — meine Frau — sie hungerten — Blut — o Gott!“

„Jakob, Jakob, ermanne Dich!“ rief die Frau vom Lager, „was ist Dir? Du träumst!“

„Blut — Blut“ stöhnte der Weber weiter.

„Um Gotteswillen!“ kreischte die Frau, „wache doch auf, Jakob! — Könnte ich doch zu ihm,“ jammerte sie, ermattet niedersinkend.

Der Weber fuhr in die Höhe.

„Gottlob! ich träumte,“ sprach er aufstehend, langsam um sich blickend und noch in der Erinnerung angstvoll zusammen schauernd. „Mir war, der Fabrikant sei hier und wolle mich wegen des Garnes ins Gericht schleppen, da erschlug ich ihn.“

„Das kommt von dem späten Arbeiten. Du wirst noch selbst krank werden,“ ermahnte die Frau.

„Kann ich's denn helfen?“ antwortete der Weber schmerzlich. „Aber ich träumte so lebhaft, das Blut des Fabrikanten lief mir roth an den Fingern herunter. Es wird wohl daher gekommen sein, weil ich in der Nacht aufhören mußte zu arbeiten, nachdem ich mir die rechte Hand wund gearbeitet hatte; mein Blut muß noch im Gewebe sitzen. Man träumt ja bisweilen des Nachts in allerlei Verwandlung wieder, was man vorher erlebt hat.“.

„Wenn's auch zum Voraus geschieht mit dem, was man erleben soll,“ sagte die Frau, „dann sterbe ich bald. Ich habe mich diese Nacht im Sarge gesehen. Mir wäre damit am Ende am Besten geholfen.“

„Und was sollte ich dann anfangen?“ klagte der Weber. „Wer hülfe mir die Kinder groß ziehen und der Wirthschaft vorstehen?“

„Du lieber Gott, ich vom Krankenbett aus gewiß nicht! Wo haben wir auch eine Wirthschaft?“

„Nun Du wirst ja wieder gesund werden, armes Weib, bis dahin müssen wir schon Geduld haben," tröstete der Weber ohne selbst Trost zu haben. — „Ich will nur wieder an die Arbeit gehen, damit wir bald das Garn einlösen können, dann haben wir eine große Sorge weniger. Wovon wir uns heute Mittag sättigen wollen, weiß ich freilich nicht."

Der Weber setzte sich seufzend an seinen Webestuhl nieder und begann das eintönige Gerassel der Maschine.

„Meine Spulen sind gleich leer," sprach er nach einer kleinen Pause, „ich muß die Anna wecken, damit sie sich ans Spulrad setzt und mir neue zurichtet."

„Ach lieber Mann," bat die Frau, „laß das arme Kind noch ein bischen schlafen, es ist ja wohl kaum sechs Uhr; sie hat sich gestern so müde gearbeitet und ist erst spät zur Ruhe gekommen."

„Was da!" lärmte der Weber in erkünstelter Härte, „soll ich mich allein zu Tode arbeiten? Ich kann's nicht helfen. Anna, heh, heraus aus dem Bett, setze Dich ans Spulrad."

Erschreckt richtete das kleine Mädchen den Kopf in die Höhe und dehnte die ermüdeten Glieder.

„Nun, wird's bald," zankte der Vater weiter, „Du bist ein Faulpelz, ich habe keine einzige Spule mehr."

„Vater, das ist nicht wahr!" rief der Knabe, welcher ebenfalls erwachte, „Anna ist gar kein Faulpelz, Du bist ein Faulpelz, ich habe Dich vorhin wohl schlafen sehen."

„Lieber Vater," bat das kleine Mädchen mit weinerlicher Stimme, indem sie mit den Händchen die müden Augen rieb, „kann ich nicht noch eine halbe Stunde liegen bleiben? Mir thun die Hände von gestern noch so weh, ich kann kaum aufstehen vor Mattigkeit."

Dem Weber schnitten die Worte seiner Kinder tief ins Herz. Seine erheuchelte Härte verschwand bald vor ihren weichen Tönen.

„Liebe Anna," sagte er sanft, „Du mußt weiter spulen, sonst kann ich Dir nichts zu essen geben, und Deine Mutter und Dein Bruder müssen auch hungern."

„Thu's nicht, Anna," rief der kleine trotzige Bube, „schlaf Du nur weiter, wir müssen doch hungern."

„Pfui, Anton," strafte die Mutter im matten Tone, „hast Du nicht immer Brod gehabt?"

„Ja, aber nicht satt," antwortete Anton.

Das kleine Mädchen hatte sich erhoben und ging nach ihrem Spulrade. „Huh, wie kalt ist es hier," klagte sie, „aber nun mußt Du mir auch erst etwas zu essen geben, sonst kann ich gar nicht arbeiten."

Der Weber ging langsam nach einer Ecke des Zimmers und nahm aus einem auf der Erde stehenden Kasten eine Rinde Schwarzbrod, wovon er dem Mädchen einige Bissen abbrach. Er konnte dem Kinde nichts Nahrhafteres geben, wiewohl er recht gut einsah, in welchem Grade die Gesundheit desselben durch die sein Alter weit übersteigenden Anstrengungen gefährdet wurde.

„Da mein Kind," sprach er mit abgewandten Blicken, „halte nur noch diese Woche aus, dann brauchst Du nicht mehr so viel zu arbeiten, dann wird es ja besser gehen."

Der Weber hatte bereits so viel zusammengespart, daß ihm nur noch ein halber Thaler an dem Leihgelde des Garnes fehlte. Diesen wollte er am nächsten Sonnabend, wo er sein Stück fertig zu haben hoffte, vom Lohne abziehen und damit das versetzte Garn einlösen. Hätte er nur erst gewußt, wie er die Seinigen bis dahin ernähren sollte, ohne jene Summe anzugreifen.

Die heutige Scene begab sich am Dienstag und Greif sah sich somit dem Ziele seiner Bedrängniß schon ziemlich nahe gerückt. Bisher hatte ihn die Angst, der Fabrikant werde das Garn früher zurückfordern, und wenn er erfahre, was geschehen sei, ihn verhaften lassen, fast zu Boden gedrückt. Daß der Fabrikherr Nachsicht und Mitleid mit ihm haben könne, wenn er ihm seinen Nothstand offen darlegte, daran nur zu denken fiel ihm nicht ein. Er sowohl wie alle seine Mitarbeiter hatten sich längst gewöhnt, den Fabrikanten als einen unzugänglichen Felsen anzusehen. Derselbe galt ihnen nicht etwa als ein menschliches Gemüth, das sich erbitten und erweichen läßt, sondern als eine Maschine, die sich ihren unabänderlichen Gesetzen gemäß fortdreht und alles was in ihren Gang hemmend eingreifen will, mechanisch vernichtet.

So konnte Greif in seiner Noth auch niemals hoffen, daß, wenn der Fabrikherr den Versatz des Garnes erfahre, er ihm irgend eine Nachsicht schenken würde — im Gegentheil, er war überzeugt, derselbe würde ihn sofort einkerkern lassen. Der Weber kannte die Phrase des Fabrikanten in solchen und ähnlichen Anläßen sehr wohl: „ich muß dem Gesetze seinen Lauf lassen, es giebt ein böses Beispiel, wenn ich nachsichtig bin und die andern Schlingel machen es mir ebenso.“

Wenn nun auch Greif früher oft gewünscht hatte, man möge ihn verhaften, weil dann für seine kranke Frau und seine hungernden Kinder gesorgt worden wäre, so fürchtete er sich dennoch sehr, als ihm die Gefahr wirklich nahe trat. Und hierin erblicken wir einen Beweis für den tiefen moralischen Werth, der sich nicht blos in ihm fand, sondern auch täglich in Hunderten seiner Leidensgenossen gefunden wird. Häufig genug werden sie selbst dann noch das Ver-

brechen scheuen, wenn sie selbst durch die Entdeckung desselben und durch die ihrer wartende Strafe ihre Lage verbessern könnten.

Bis zu welchem Grade diese Behauptung ausgedehnt werden darf, zeigt sich in einem eigenthümlichen Punkte unserer Strafgesetzgebung, der Bettelei. Die Erfahrung aller Gerichte wird es zugeben müssen, daß die wenigsten Bettler zugleich Diebe sind, wiewohl eigentlich statt der Bettler fast nur Diebe gefunden werden müßten, da, nach einem legislatorischen Widerspruch, die Bettelei durchschnittlich härter bestraft wird, als der Diebstahl. Hier ist es meistentheils kein anderes Motiv, als das der größeren Schande des Diebstahls, welches die Bettelei dennoch annehmlicher erscheinen läßt.

So auch war es mit dem Weber Greif der Fall.

Wurde sein Verbrechen entdeckt, was hatte er am Ende für Nachtheil davon? Er kam ins Gefängniß, eine trockene, helle und warme Stube, wogegen er jetzt in einem feuchten, dunklen und kalten Kellerloch saß. Er erhielt dort genügendes und warmes Essen, wogegen er sich jetzt oft den ganzen Tag mit einem kleinen Stücke trockenen Brodes behelfen mußte. Fürchtete er etwa den Verlust seiner Freiheit? — Er war ja auch hier so gut wie eingesperrt, gekettet an seinen Webestuhl, den er keine Minute verlassen durfte. Dagegen kamen seine Kinder in's Waisenhaus, wo sie im Vergleich zu ihrer jetzigen Lage, gut genährt und gekleidet wurden. Seine Frau gelangte in eine öffentliche Heilanstalt, wo sie die ärztliche Pflege erhielt, die ihr hier gänzlich abging.

Was verlangte also der Weber? Was hoffte, was fürchtete er?

Und doch arbeitete er mit übermenschlicher Kraftanstrengung, um der Verhaftung zu entgehen. Und doch bereute er sein Vergehen schmerzlich und suchte es auf alle Weise ungeschehen zu machen.

Die Furcht vor der Schande, die Furcht, einmal den Schrecknissen des Gerichts und der Gefangenschaft verfallen, zu neuen Verbrechen gezwungen zu sein, bringt ihn dazu.

Es ist ein unberechnenbares Glück für das Heil der Gesellschaft, nachdem die gewaltige Kluft zwischen Reichthum und Armuth so tief gerissen ist, daß selbst das Verbrechen zur Linderung für die Noth werden mag, dem sittlichen Ehrgefühl der unteren Klassen sich anvertrauen zu dürfen. Aber die Aufgabe des Reichthums bleibt es, diesem Ehrgefühl in freier Entschließung eine thatsächliche Anerkennung zu zollen, bevor sie ihm zu spät abgezwungen werden wird.

XLVIII.

Es ist leichter, daſs ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe ꝛc.

Vater und Tochter arbeiteten einige Stunden ungestört in den Vormittag hinein; der Vater webte, die Tochter spulte; der Erstere hatte noch gar nichts, die Andere eine Brodrinde genossen.

Gegen zehn Uhr klopfte es. Der Postbote trat in das Zimmer und überbrachte einen unfrankirten Stadtpostbrief.

„Einen Groschen," ersuchte der Briefträger höflich.

„Ein Brief an mich, und unfrankirt?" fragte der Weber, verwundert hinter dem Stuhl herauskommend.

„An den Weber Jakob Greif," las der Vorige, „das muß hier bei Ihnen sein."

Der Weber besah den Brief hinten und vorn. „Einen Groschen kostet er," sprach er; „ich nehme den Brief nicht."

„Sehr wohl,“ sprach der Postbeamte, „wollen Sie dann nur „retour“ darauf bemerken.“

„Lieber Herr, ich habe weder Feder noch Dinte,“ sagte der Weber, den Brief noch immer betrachtend.

„Das ist schlimm!“

„Höre Mann, behalte den Brief,“ begann die Frau von ihrem Bette, „vielleicht bringt er uns Glück, unglücklicher können wir nicht werden.“

Der Weber nickte nach einer kleinen Pause stumm mit dem Kopf.

Er ging an die Bettstelle, zog unter dem Strohsack seiner Frau ein schmutziges Stück Leinwand hervor, aus welchem er eine kleine Baarschaft hülſ'te, davon einen Groschen nahm und den Brief bezahlte.

Der Postbote empfahl sich.

„Nun Gott gebe, daß der Brief uns Glück bringt,“ sprach der Weber zum Fenster tretend, „es fehlt uns jetzt an dem Leihgelde des Garnes schon wieder ein Groschen mehr.“

Er erbrach den Brief und las:

„Berlin, den 15. März 18..“

„Der Weber Greif hat das ihm übergebene Garn oder die fertige Waare bis heute Mittag um Ein Uhr zurückzuliefern, andernfalls er der Polizei überliefert werden wird.“

„Gottfried Stendal u. Comp.“

Der Weber hatte den Brief mit lauter Stimme zu lesen begonnen; die Stimme aber versagte ihm bei der zweiten Zeile, gierig flog das Auge der Zunge vorweg, das Papier entsank seiner zitternden Hand.

Dies war ein Donnerschlag für sein Haupt. Alle seine An-

strengungen waren vergebens; vergebens hatte er und seine Familie gehungert und gearbeitet, die Schande nahte ihm mit Riesenschritten.

Er schlug beide Hände vor das Antlitz und sank mit einem Schrei des Entsetzens auf seine Weberbank.

„Mann, was hast Du, sprich, ich beschwöre Dich,“ schrie die Frau von ihrem Lager, auf welchem sie sich gespannt aufgerichtet hatte.

Die Arme des Webers fielen schlaff herunter, Leichenblässe deckte seine Wangen, er sank mit dem Kopfe gegen die hinter ihm befindliche Bank.

„Mutter, Mutter, der Vater stirbt,“ schrie das kleine Mädchen, entsetzt von ihrem Spulrade aufspringend und sich auf die Knie des Webers stürzend.

„Vater, Vater, bleibe leben,“ kreischte Anton, gleichfalls auf seinem Lager in Thränen ausbrechend, als er seine Schwester weinen sah.

Die arme Frau raffte sich entsetzt in die Höhe. Mit der letzten Aufbietung ihrer Kräfte suchte sie sich vom Lager zu ihrem Manne zu schleppen. In der Mitte des Zimmers verließ aber die Besinnung den, von allen Vorgängen des Morgens erschöpften Geist; sie sank ohnmächtig auf dem feuchten Fußboden nieder.

Das verdoppelte Angstgeschrei seiner Kinder, welche auch die Mutter gestorben wähnten, brachte den Weber wieder zu sich.

Mit wilden, verzweifelnden Blicken sprang die hagere Figur in die Höhe. Sein Auge fiel auf das ohnmächtig am Boden liegende Eheweib.

„Ich wollte, sie wäre todt,“ sprach er stumpfsinnig zu sich selbst, „dann hätte alle Qual für sie ein Ende.“

Mit Mühe raffte er die Ohnmächtige vom Boden in die Höhe,

und legte sie auf den Strohsack. Dann nahm er das vorräthige Geld, ergriff seinen Hut und stürzte, ohne weiter der Kinder zu achten, auf die Straße.

Sein Weg richtete sich ungesäumt zum Pfandleiher Abraham Loebell.

Der Ertrinkende hält sich am letzten Strohhalm. Greif glaubte, der Pfandleiher würde sich bewegen lassen, ihm das Garn gegen das baare Geld, welches er vorräthig hatte, auszuliefern, und ihm den Schuldrest von einem halben Thaler auf sein ehrliches Gesicht zu borgen. So schwer erlernt es der Mensch, vom Hoffen abzulassen!

Der Pfandleiher stand in seinem kleinen, uns bekannten Comtoir hinter dem Ladentisch.

Er war sehr übellaunig, denn er hatte die Wahrnehmung gemacht, daß ein langjähriger Kunde, der ein bestimmtes Pfand wohl verpackt zu bringen und regelmäßig wieder abzuholen pflegte, dasselbe, welches gewöhnlich unbesehen angenommen wurde, diesmal verfälscht und deshalb absichtlich uneingelöst gelassen hatte.

Herr Abraham Loebell, dem auf diese Weise vielleicht ein Thaler entging, nachdem er in ähnlichen Betrugswegen zwanzig gewonnen hatte, war außer sich über die Nichtswürdigkeit der Menschheit. Er rückte den grünen Augenschirm bald links, bald rechts und verschwor sich, keinem Menschen wieder zu trauen.

Der arme Weber kam sonach zu doppelt ungelegener Zeit.

Ohne sich durch den mürrischen Empfang abschrecken zu lassen, stellte er dem Pfandleiher seine Lage vor, bat ihn flehentlich um Herausgabe des Garnes und versprach den fehlenden halben Thaler am Sonnabend bestimmt zu bezahlen.

Der Jude hörte ihn stillschweigend an, indem er nur eine starke Prise in seine rothe, aufgetriebene Nase stopfte. Er erzeugte

schon den Wahn in dem armen Weber, daß seinen Bitten eine günstige Aufnahme zu Theil werden würde. Leider war aber eine solche Prise bei Herrn Loebell allemal das untrügliche Zeichen eines herannahenden Ungewitters.

„Gott's Wunder!" schrie er zornig, als der Weber endlich erschöpft inne hielt, „was habt 'r da gesogt? Ich soll Euch glauben 'n halben Daler auf's ehrliche Angesicht? Au waih geschrien? Was thu' ich mit'm ehrlichen Angesicht? Nichts werd' ich glauben, gar nichts werd' ich glauben; ich will haben. Bringt mir's Geld und Ihr kriegt's Garn. Hat mich eben erst ein verfluchter Goi betrogen um blanke Daler; aber ich bin doch geworden klug. Holt Geld, holt Geld, dann könnt Ihr kommen wieder bei'm Abraham Loebell."

Der Weber versuchte es noch einmal, dem Pfandleiher seine Lage auf das Eindringlichste vorzustellen.

„Es geiht nich," beharrte der Jude, „in meinem Schuldbuch hab' ich doch keine Rubrik für de Gefälligkeit; ä Geschäft is ä Geschäft. Seht her, da schreib ich hin den Schuldner, da steht's Pfand, da steht die Schuld. Was soll ich anschreiben für'n Pfand, as ich Euch geb' das Garn zurück? Bringt mir für'n halben Daler 'n anderes Pfand, da is die Sache richtig."

„Soll ich mich selbst, oder Weib und Kind als Pfand einpacken lassen?" fragte der Weber bitter; „weiter habe ich nichts im Vermögen."

„Nu, so kann ich nich helfen," sprach der Pfandleiher achselzuckend. „Ihr seid 'n armer Mann, ich bin auch 'n armer Mann, zwei arme Leit können Beide nichts geben. Wir wollen die Sache lassen, wie se is."

„So thun Sie ein Werk um Gottes Barmherzigkeit willen," schrie der Weber außer sich, indem er sich zu den Füßen des Pfand-

leihers niederwarf, „retten Sie eine verzweifelnde Familie von Pranger und Zuchthaus, das Garn ist nicht meines. Hören Sie," rief er mit verstärkter Stimme, „das Garn ist nicht meines, es gehört dem Fabrikherrn, der es zurück verlangt."

„Gott's Wunder," rief Herr Loebell, indem er erschreckt zurückwich, „der Goi is geworden verrückt. Was kümmert mich der Fabrikherr? As mir soll helfen der Gott Abrahams, geb' ich das Garn nich 'raus, ohne 's ganze Geld. Geiht weg, sag' ich, sonst werd' ich schicken bei'm Kommissarius, Ihr gefährlicher Mensch."

Herr Loebell hatte durch einige rückgängige Bewegungen eine Hinterthür zu gewinnen gewußt, und war behende in ein Seitengemach geschlüpft, vorsichtig durch ein Schubfensterchen dem ferneren Beginnen des verzweifelnden Webers zuschauend.

Greif erhob sich knirschend vom Fußboden. Der Zorn über die fruchtlose Demüthigung vor dem Juden schien sich seiner bemächtigen zu wollen; aber er gedachte seines ohnmächtigen Weibes und der jammernden Kinder und schlich lautlos aus dem Comtoir hinaus.

Mechanisch schlug er wieder den Weg nach seiner Behausung ein. Was er dort wollte oder sollte, wußte er selbst nicht. Er ging wie das Thier, das seinem Stalle zuläuft — nein, minder zufrieden als das Thier, welches seine volle Krippe wittert.

Als er auf dem Hof vor seiner Wohnung angelangt war, weckte ihn das laute Geschrei seiner Kinder aus der starren Betäubung. Jetzt erst besann er sich, unter welchen Umständen er sie zurückgelassen hatte, und stürzte mit bangen Ahnungen die Stufen hinab in das Kellergewölbe. Fast stolpernd trat er in das Zimmer.

„Ach Vater, Gott sei Dank, daß Du endlich kommst," rief das kleine Mädchen, „ich fürchte mich so sehr, die Mutter sieht so blaß aus und antwortet mir nicht und der dumme Anton schreit in

einem fort, sie sei gestorben; den kleinen Bruder hält sie fest in ihrem Arm."

Der Weber trat mit wankenden Schritten zum Lager; — die Frau war todt.

Die übermäßigen geistigen Anstrengungen des Morgens, die Angst der vorhergehenden Tage, endlich die körperlichen Leiden und Entbehrungen hatten ihren schwachen Lebensfaden abgeschnitten. Den Säugling hielt sie in ihrem Arm; er war sanft und arglos auf der Leiche entschlummert. So hatte sich der Traum an ihr erfüllt.

Mit düsteren Blicken betrachtete der Weber die hageren, eingefallenen Züge des erstarrten Körpers. Der Schmerz schüttelte den starken Mann, daß ihm alle Glieder erbebten; er hatte keine lindernde Thräne.

Regungslos sank er auf den hölzernen Stuhl am Bette nieder. „Kinder," sprach er, ohne die furchtbare Ruhe seiner Gesichtszüge zu ändern, „Eure Mutter ist todt."

Nach diesen Worten versank er in eine stumpfe Gefühllosigkeit, ohne sich daraus durch das herzzerreißende Geschrei der Kinder, welches seiner Rede folgte, erwecken zu lassen.

Der Schlag war zu furchtbar gekommen, er hatte das geistige Bewußtsein des Webers gelähmt. Der Unglückliche lebte in diesen Momenten nicht, er vegetirte nur. —

Plötzlich klopft es abermals an die Thür.

Niemand fordert zum Eintreten auf, und so öffnet sich die Thür nach einer kleinen Pause ohne Einladung. Ein junger, sehr modisch gekleideter Mensch mit langem blonden Haupthaar und etwas alberner Miene tritt gekrümmt in die Kellerstube.

„Bin ich hier recht beim Weber Jakob Greif?" fragt er mit sehr dünner Stimme.

Der Weber starrt stumpfsinnig auf die Leiche, ohne ein Wort zu antworten.

„Ich komme von den Herren Stendal u. Comp.," spricht der Eingetretene weiter, indem er ein seidenes parfümirtes Taschentuch hervorzieht und sich dadurch gegen die Ausdünstungen des Gemachs zu sichern sucht, „ich soll fragen, ob die Weberarbeit oder das Garn abgeliefert ist?"

Der Weber sieht den Jüngling an, bricht in ein entsetzliches schallendes Gelächter aus und heftet alsdann seinen Blick wieder sprachlos auf die Leiche.

Dem Fremden scheint es unheimlich zu werden, er sieht sich scheu um und geht rasch wieder zur Thür hinaus.

Draußen auf der Straße hielt die prachtvolle Equipage des Herrn Stendal.

Der Fabrikant hatte sich nachlässig in die schwellenden Kissen der Wiener Halbchaise zurück gelegt und wiegte sich wohlgefällig auf den elastischen Sprungfedern, indem er langsam den Rauch einer duftenden Havannah=Cigarre von sich blies.

Die kraftvollen Rosse stampften und schnauften unter dem reich plattirten Ledergeschirr ungeduldig in die klare Winterluft hinaus.

„Nun Herr Ahldorff, wie steht's?" rief er schon von ferne, als er den Commis durch den Hausflur auf die Straße zurückkehren sah.

„Ich weiß nicht, Herr Stendal, was ich dazu sagen soll, der Weber sitzt am Bett seiner kranken Frau, und brach auf meine Frage in ein fürchterliches Lachen aus. Es kam mir Alles so schauerlich vor; ich glaube, er hat den Verstand verloren."

„Dacht' ich's doch," sprach der Fabrikant, indem er das spanische Rohr mit dem großen goldenen Knopf zur Hand nahm

und zornig auf den Rücksitz schlug; „ein Schurke ist er geworden. Mein lieber Herr Ahldorff, Sie haben noch lange nicht gelernt, mit diesem Lumpengesindel umzugehen. Der Weber hat das Garn verkauft oder versetzt, oder was weiß ich's, wie sonst verloddert. Jetzt sitzt ihm das Messer an der Kehle und da benutzt er Ihre Unkunde, um ein Bischen den Verrückten zu spielen. Aber warten Sie, er soll bald zu Verstand kommen, begleiten Sie mich jetzt nur."

Der Fabrikant erhob sich von seinem Sitz und verließ unter der Beihülfe des Commis die Equipage.

Es war ein kleiner Mann mit einem starken Embonpoint und einem breiten, bartlosen, ordinair aussehenden Gesicht, in welchem die kupferige Nase von den Freuden des Weins nachsagte. Er trug vor den grauen zugeschwemmten Augen eine goldene Brille. In dem unsaubern Vorhemd, welches aus dem reich wattirten Ueberzieher vom feinsten Tuch heraussah, erblickte man einen unmäßig großen Solitair, der außer der Nadel durch eine um den fleischigen Hals geschlungene Kette gesichert war. Ein buntseidenes Sacktuch hing eine Viertelelle lang hinten aus der Rocktasche.

Sich fest auf das spanische Rohr stützend, stapfte Herr Stendal durch das Haus, über den Hof zur Wohnung des Webers.

„Pfui Teufel, stinkt das hier!" sprach er, als Beide die Kellertreppe hinunter stiegen; „warten Sie einmal." Der verwöhnte Fabrikant nahm bei diesen Worten eine Prise Spaniol aus einer brillantenen Tabacksdose, die er jüngst für die Ueberreichung eines sehr feinen Gewebes von einem Fürsten zum Geschenk erhalten hatte. „So, nun öffnen Sie mir das Loch."

Beide traten in das dumpfige Kellerzimmer.

Der Weber saß unverändert auf dem hölzernen Sessel und stierte auf den Leichnam seiner Frau.

Die beiden Kinder flüchteten sich bei dem Anblick der Fremden hinter den Vater und klammerten sich schreiend an seinen Arm.

„Guten Tag, Greif,“ sprach der Fabrikant, an der Thüre stehen bleibend.

Der Weber schwieg.

„Heda, Musje Liederlich; er, der krank sein will, hört er nicht! Ich will wissen, wie es mit der Arbeit steht; ist die Waare oder das Garn im Comtoir abgeliefert?“

Keine Antwort.

„Ei so soll doch ein Donnerwetter auf diese verstockte Weberseele fahren!“ fluchte Herr Stendal ingrimmig, indem er näher heran trat und den Weber unsanft am Kragen ergriff; „Hallunke, ich will wissen, wo mein Garn ist! Verstanden?!“

Angstvoll blickten die Kinder auf den drohenden Mann und drängten sich noch dichter an den Vater.

„Ihr habt das Garn versetzt oder verkauft,“ schrie der Fabrikant, den Weber noch heftiger rüttelnd, „ist's nicht so?“

„Stille, stille,“ sprach der Weber leise ohne aufzublicken, „wecken Sie meine Frau nicht auf, sie ist eben eingeschlafen.“

Bei diesen Worten richtete der Fabrikant seinen Blick auf das Bett und fuhr entsetzt zurück. Der Todeskampf hatte die Züge der Verstorbenen gänzlich entstellt; das gebrochene Auge starrte halboffen wie ein gespenstischer Racheengel auf den hartherzigen Wucherer.

„Hm, hm,“ sprach er, sich schnell zu dem an der Thüre stehenden Commis zurückziehend, „sie ist wahrhaftig todt! Wie ekelhaft! Ahldorff, ich sehe nicht gern Leichen, der Geruch ist mir unangenehm. Wo hab' ich meine Dose? Kommen Sie, Ahldorff, kommen Sie.

Beide verließen schleunigst das Gemach.

Draußen stand Herr Stendal still. „Ja so, die Garngeschichte ist noch nicht in Ordnung. Hm, gehen Sie doch hinein und sagen Sie dem Weber, ich wollte unter diesen Umständen noch zwei Stunden zulegen, er solle das Garn bis um drei Uhr abliefern. Fehle es aber dann noch, so würde ich unfehlbar der Polizei Anzeige machen."

„Ach, Herr Stendal," bat der Commis, „meinten Sie nicht, man schenkte dem armen Teufel diesmal die Sache? Was kommt es uns am Ende auf ein paar Stücken Garn an. Er ist doch schon unglücklich genug."

„Hm! Hören Sie mal, Herr Ahldorff, so lange Sie in den Diensten unseres Hauses stehen, erfüllen Sie unsere Aufträge ohne Widerspruch, wenn ich bitten darf. Sie kennen meinen Grundsatz: ich muß dem Gesetze seinen Lauf lassen, es giebt ein böses Beispiel, wenn ich nachsichtig bin und die anderen Schlingel machen es mir eben so."

Der Commis ging in die Wohnstube des Webers zurück und entledigte sich seines Auftrages, wie ihm befohlen war.

Diese Worte rissen den Weber aus seiner entsetzlichen Lethargie.

Er richtete den Kopf in die Höhe. „Was?!" schrie er, beide Hände verzweiflungsvoll ringend, „jetzt soll ich von meinen Kindern gerissen werden? Jetzt soll ich der Polizei, der Schande, dem Verderben übergeben werden? Wer soll mein armes Weib unter die Erde bringen? Wer erbarmt sich dieser unglücklichen Würmer? Sollen sie verhungern? Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! Ich kann das Geld für das versetzte Garn bis auf einen

halben Thaler, nein, bis auf sechszehn Silbergroschen bezahlen — Barmherzigkeit!“

Der Commis zuckte die Achseln und verließ das Gemach.

Eine Sekunde später rasselte die Equipage davon. Herr Stendal wollte im Thiergarten spazieren fahren, weil ihm gestern die Austern nicht geschmeckt hatten.

XLIX.

Hülfe in der Noth.

Der Weber war allein geblieben. Allein mit dem todten Weibe, den hungernden Kindern und der Verzweiflung im Herzen.

Er tobte, raste, schrie wie ein Verzweifelnder mit seinen Kindern um die Wette, dann setzte er sich an seinen Webestuhl und begann ruhig zu arbeiten.

Es war die Gewohnheit, eine fürchterliche, entsetzliche Gewohnheit, die selbst den tiefsten Seelenschmerz überwand.

Ob er wußte, warum, wozu er arbeitete? — Er konnte es nicht wissen, denn in wenigen Stunden war das Gefängniß sein Wohnort. Seine Arbeit war ohne Zweck und Ziel. Aber doch arbeitete er; er schien sich und seine Umgebung, seine ganze Lage vergessen zu haben, seiner Zukunft mit schauderhafter Gleichgültigkeit entgegen zu sehen — und arbeitete.

So wird der Mensch eine Maschine, und die Maschine schnurrt ab wie sie aufgezogen ist, fühllos für Schmerz und Freude.

Eine lautlose Stille war nach den stürmischen Auftritten des Morgens in der Weberwohnung eingetreten.

Die Leiche lag unberührt auf dem Strohsack, noch immer den lebenswarmen Säugling an der todeskalten Brust.

Der Knabe und das Mädchen hatten sich ängstlich in eine Ecke zusammengekauert, bald die todte Mutter, bald den Vater, bald sich selbst ansehend.

Die Maschine rasselte in kreischenden Tönen durch die Luft. Der Weber saß dahinter und ließ die Schifflein hinüber, herüber sausen, dazu sang er in halben Tönen:

„Hurre, hurre, hurre,
Schnurre, schnurre, schnurre,
Rädchen
 frank und frei,
Stäbchen
 blank von Blei,
Bin ein freier Webersmann,
Hab' dem König nichts gethan,
Hurre, hurre, hurre,
Schnurre, schnurre, schnurre."

Es klopfte.

„Hoho!" rief der Weber, „sie kommen rasch mich abholen. Nur immer herein, herein."

„Hurre, hurre, hurre,
Schnurre, schnurre, schnurre
Rädchen
 frank und frei."

„Herein, sag' ich," wiederholte er mit stärkerer Stimme, als die Draußenstehenden zu zögern schienen.

Die Thüre öffnete sich und Auguste Straß schritt am Arme des Lieutenants von Steinfort ins Zimmer. Sie trug die versetzten Garne des Webers Greif in der Hand.

Kleine äußere Zeichen und Anlässe sind es oft, die das innere Seelenleben des Menschen mächtig bestimmen und umstimmen.

So wie der Weber sein Garn erblickte, sprang er wie elektrisirt von dem Webestuhl in die Höhe.

„Mein Garn ist da," schrie er außer sich, dem Mädchen das Paket entreißend, „ich bleibe ein ehrlicher Mann, mein Garn ist da. Hier, hier haben Sie, was ich besitze."

In wilder Hast riß er das wenige Silbergeld aus seiner Tasche und legte es vor Auguste auf der Bank nieder. Dann sprang er wieder im Zimmer umher, die Garne wie eine Fahne über dem Haupte schwingend, indem ihm zugleich große Thränen über's Gesicht rollten.

„Hurrah! mein Garn ist da! Ich muß fort, schnell, ehe das Unglück bei mir einrückt. Hurrah! ich bin gerettet, meine Kinder sind gerettet, Alles ist gerettet!"

Ohne die Fremden weiter nach dem Wie? und Woher? zu fragen, ohne Hut und Rock stürzte der Weber mit dem Garn aus der Thüre nach der Wohnung des Fabrikanten.

Sollen wir uns etwa wundern über den Undank über den Egoismus des Mannes? Gewiß nicht! Dies war der Egoismus der Ehrlichkeit, die sich vor allem von dem Makel einer selbst unfreiwilligen Schuld befreien mußte. Zweifeln wir nicht an der heißesten Dankbarkeit des Unglücklichen; aber verlangen wir sie nicht im betäubenden Moment der Rettung. Es mag wohl als ein schönes Zeichen für seinen Charakter gelten, daß die lähmende Lethargie seines Geistes, in welche er durch die schrecklichsten Schicksalsschläge versunken war, aus welcher selbst die Liebe zu den Kindern bei der Drohung des Fabrikanten, ihn nur auf eine Sekunde befreite, um bald neue Umnachtung eintreten zu lassen — daß diese

Lethargie vor der Möglichkeit, den bürgerlichen Namen zu sichern, besiegt aus dem Felde wich. Der Weber war trotz alles Jammers zu neuer Thatkraft erwacht, so wie Auguste die Schande von ihm nahm; daß er es war, bewies er durch die Energie, mit welcher er sich seiner Ehre zu versichern suchte.

Wir wiederholen es: es ist dies kein übertriebener, nicht einmal ein vereinzelter Zug. Man wird Aehnliches oft in den dunklen Irrgängen der Noth und des Elends finden, wenn man anders darnach suchen will.

Der Weber Greif ist nur die Bestätigung dessen, was wir oben von dem sittlichen Ehrgefühl der unteren Klassen gesagt haben — einem Ehrgefühl, das vielleicht bald ein stärkerer Träger der Zukunft werden muß, als es bis jetzt Uebermuth, Anmaßung und Selbstverblendung zugestehen wollen.

L.

Ein gutes Werk.

Benutzen wir die Zeit der Abwesenheit des Webers, um unsern Lesern zu offenbaren, welche glückliche Umstände die Nätherin an der Hand ihres Geliebten im Augenblick der höchsten Noth als Retterin erscheinen ließen.

Der Lieutenant von Steinfort hatte zufällig am Abend vorher in Augustens Nähtisch den Pfandzettel über die von ihr versetzten Hemden vorgefunden. Er hatte das Mädchen darüber zur Rede gestellt und von ihr offenherzig Aufschluß über den Zusammenhang der Sache erhalten.

Steinfort fühlte sich hierdurch ergriffen und beschämt zugleich. Er hatte nie daran gedacht, daß Auguste vielleicht am Nöthigsten zu entbehren gezwungen sein könne, denn er stand von Jugend auf der Armuth zu fern, um in ihr Wesen eine wirkliche Einsicht zu gewinnen oder von ihrer praktischen Bitterkeit eine richtige Vorstellung zu haben. Er hatte also auch Auguste in der besten Absicht

werthvolle Schmuck- und Putzsachen zum Geschenk gemacht und sie doch vielleicht hungrig am Abend das Lager suchen lassen.

Jetzt erst erweiterte sich sein Blick, aber das Mädchen gewann auch zugleich in seiner Achtung unendlich viel. Sie hatte seine Geschenke dankbar angenommen, aber ihm nie ihre Noth geklagt, sondern durch angestrengte Arbeit ihren Unterhalt erworben, obschon sie sehr wohl wissen konnte, daß es nur eines Wortes ihrerseits bedurft hätte, um sich ein behagliches Leben zu verschaffen.

Steinfort war feinfühlend genug, ihr auch jetzt keine Unterstützung anzubieten, die sie von der Arbeit zwar befreit, aber auch äußerlich von ihm abhängig gemacht hätte. Nur darum bat er sie, so viel Geld von ihm anzunehmen, daß sie die versetzten Hemden einlösen könne, indem er ihr auseinander setzte, daß es auch für ihn etwas Beschämendes haben müsse, sie in den Händen eines schamlosen Wucherers zu wissen. Er beschloß, am folgenden Tage selbst mit ihr zum Pfandleiher zu gehen, denn durch die früheren und jetzigen Mittheilungen des Mädchens war ihm immer überraschender eine neue Welt aufgethan, die der Armuth und des Elends. Es verlangte ihn, sie in ihren mannigfachen Regionen genauer kennen zu lernen, theils um Zerstreuung, theils um Beschäftigung zu finden, die das müßige Offiziersleben ihm nicht darbot. Er überzeugte sich täglich mehr, daß dem Reichthum eine große, eine segensreiche und würdige Wirksamkeit offen stehe, wenn er Selbstschätzung genug habe, sie zu ergreifen, statt im Prassen und Schlemmen sich selbst zu vernichten.

Vielleicht hatten auf diese Ansicht und die daraus fließenden Ueberzeugungen des Lieutenants die jüngsten Vorgänge im französischen Hause einen entscheidenden Einfluß geübt. Er hatte mit Auguste, die er am Abend sofort nach Hause führte, nicht weiter

darüber gesprochen, und als sie am folgenden Tage das Gespräch darauf lenkte, kurz und lachend mit einem Witzwort, wie über eine gleichgültige Lappalie, abgebrochen. So waren zwischen Beiden alle weiteren Explikationen unterblieben und Jeder hatte seine Gedanken und Gefühle für sich behalten, ohne dem Andern etwas davon merken zu lassen.

Steinfort wollte es absichtlich so; er fühlte sich zu tief ergriffen, um eine ruhige Unterhaltung über den ganzen Vorfall führen zu können und strebte namentlich darnach, demselben in Augustens Augen seine Bedeutung zu nehmen. Ob ihm dies gelungen war, soll für's Erste dahin gestellt bleiben. Was ihn selbst betrifft, so begann er nach der augenblicklichen, betäubenden Ueberraschung etwas von den gewaltigen socialen Schranken zu ahnen, über die er sich und seine Geliebte kühn hatte hinweg heben wollen. Er begriff, daß Hindernisse existirten, an die er bis jetzt nicht gedacht, die er nicht für möglich gehalten hatte und diese mußten sein exaltirtes Wesen bald zum glühendsten Haß gegen ihre Tyrannei aufregen. Er erklärte sich nicht für besiegt, nicht einmal für abgeschreckt oder eingeschüchtert, er blieb fest entschlossen, seiner Geliebten die Anerkennung zu verschaffen, auf welche er selbst in der Gesellschaft Anspruch machen durfte, koste es, was es wolle; aber er suchte in der Aufregung seines Innern nach einem beruhigenden, zugleich stählenden und stärkenden Element. Er suchte gleichsam nach einer Versöhnung zwischen sich und der Menschenwelt, um in derselben die Ermuthigung zum neuen Kämpfen und Ringen mit den schlechten und ihm verhaßten Elementen zu finden. Er verlangte einen Anhaltpunkt, der ihm die Gesellschaft, in welcher er nun einmal leben mußte und mit seiner Auguste — so hoffte er — leben wollte, weniger verächtlich erscheinen ließ.

Eine solche Versöhnung, ein solcher Anhaltpunkt erschien ihm die Armuth — sie, die duldende, leidende, alles Scheins und aller Heuchelei entkleidete Seite der Gesellschaft.

Ob Steinfort sich täuschte, ob es seiner ursprünglich edlen Natur an der nöthigen praktischen Erfahrung und der dadurch bedingten Unterordnung unter die gewaltige Macht der bestehenden Verhältnisse fehlte, ob er also durch einen gleichsam unmündigen und vielleicht übel angebrachten Edelsinn sich selbst zum Opfer des Bestehenden weihte, das kann erst der Fortgang der Geschichte lehren. Hier sehen wir, wie er dachte, welchen Eindruck die bisherigen Erlebnisse auf ihn machten und welche Entschließungen dadurch in ihm entstanden — sie sind wenigstens brav genug, um ihnen den reichsten Erfolg zu wünschen.

Seinem Vorhaben zufolge war nun Steinfort am folgenden Morgen mit Auguste zum Pfandleiher gefahren und hatte sich mit ihm in ein genaueres Gespräch eingelassen.

Auguste ordnete ihre Geschäfte sehr bald, bezahlte den Pfandleiher und erhielt ihre Hemden. Sie drückte sie unter dem Mantel mit heimlicher Freude an sich; es waren die sauer erworbenen Früchte ihrer Handarbeit, welche sie in die Welt hinausgeworfen hatte und jetzt nach vielfacher Angst wieder heimtragen durfte.

Der Pfandleiher war durch das Geschäft gesprächig geworden. Er meinte, wenn er lauter solche Kunden hätte, die ihre Sachen hübsch bald wieder einlös'ten und prompt und richtig bezahlten, da ließe sich das Geschäft wohl führen und etwas dabei verdienen. Allein leider sei dies nur in den wenigsten Fällen eintreffend.

Steinfort wünschte diese Bemerkung etwas genauer motivirt zu hören und erfuhr bei dieser Gelegenheit, als Beleg zu der vom Pfandleiher behaupteten großartigen Schlechtigkeit der Menschheit,

daß beispielsweise noch eben ein liederlicher Weber im Comtoir gewesen, der gar ihm anvertrautes Garn versetzt und dasselbe, ohne zu bezahlen, zurückverlangt habe. Derselbe habe einen gewaltigen Spektakel gemacht und werde für seine Betrüglichkeit wohl etwas ins Zuchthaus spazieren müssen und mit solchen Leuten müsse man täglich verkehren.

Hierdurch wurde Augustens Aufmerksamkeit rege gemacht und auf ihre rasche Frage erfuhr sie, daß der Gemeinte der Weber Greif sei.

Beschämt mußte sie sich gestehen, daß sie des Unglücklichen durch die Vorgänge im französischen Hause und die seitdem in ihr angeregte Stimmung völlig vergessen habe. Um so lebhafter aber erwachte jetzt das Bild des bleichen, verzweifelten Familienvaters in ihrem Innern und getrieben von Steinforts unmittelbarer Nähe, setzte sie ihm das Nöthige rasch auseinander. Er hatte sich in der jüngsten Zeit mit ihr so viel über die Armuth und deren Abhülfe unterhalten, daß sie jetzt leicht die Bitte um seine Unterstützung aussprechen konnte.

Der Lieutenant erklärte sich ungesäumt bereit und erwirkte vom Pfandleiher durch Deponirung des doppelten Werthes der Garne die Auslieferung des Pfandes ohne Pfandzettel.

Der Pfandleiher konnte jetzt auch die Wohnung des Webers angeben, da er sich nach derselben, um sein Buch in Ordnung zu bringen, sofort auf dem Einwohner-Meldeamt hatte erkundigen lassen, als er erfuhr, daß der Weber fremde Garne versetzt und dadurch möglicherweise polizeiliche Nachfrage in seinem Comtoir zu erwarten war.

So stand denn nichts im Wege, daß das Paar sich schleunigst

nach der Wohnung des Webers wandte, woselbst es, wie wir wissen, im Augenblick der höchsten Noth eintraf. —

Steinfort blickte nach dem plötzlichen Verschwinden des Webers erst mit Ekel, dann mit Neugierde, endlich mit allen Zeichen des innigsten Mitleides um sich her.

So hatte er sich die Armuth doch nicht gedacht. In so schwarzen, fast grauenhaften Zügen hatte selbst seine lebhafteste Phantasie sie ihm nicht vor die Seele gezaubert.

Die schmutzigen, verklebten Scheiben, durch welche kaum ein mäßiges Licht fiel, die Lehmdiele mit ihren ausgetretenen Löchern, die schwarzen eingefallenen und abgekratzten Wände, das bettelhafte Mobiliar, aus Bettstelle, Webestuhl und Schemel bestehend, der zerrissene Bettsack, die kalte bläuliche Leiche auf demselben, die beiden noch immer im Winkel kauernden, mit einigen Lumpen bedeckten Kinder — Alles dies machte einen entsetzlichen Eindruck.

„Um Gotteswillen," sprach Steinfort halblaut nach einer langen Pause stummer Erschütterung, „wie ist es möglich? Hier wohnen Menschen? Meinen Pferden möchte ich einen solchen Aufenthalt nicht anweisen."

„Hier wohnen Menschen," sprach Auguste, „oder vielmehr Weber, und selbst hier würden sie zufrieden sein, wenn sie so viel hätten, um den Magen zu befriedigen. Das da ist fast ihre alleinige Speise."

Sie zeigte bei diesen Worten auf den in einer Ecke befindlichen Kasten, in welchem noch ein Rest von der Brodkruste lag, welche das kleine Mädchen zum Frühstück verzehrt hatte.

„Die arme Frau wird vor Hunger gestorben sein," sprach Steinfort, an das Bette herangetreten, „und wir Reichen vergeuden in einer Mahlzeit mehr, als so eine Familie auf acht Tage bedarf."

„Lieber Steinfort," sprach Auguste wehmüthig, „acht Wochen würde sie davon leben und länger, wenn es sein müßte."

Sie näherte sich nach diesen Worten den Kindern, um sie aus ihrer Ecke hervorzuziehen. Die Armen waren aber so eingeschüchtert, daß sie den liebreichsten Worten mit Schweigen antworteten. Als Auguste den Knaben bei der Hand nehmen wollte, brach er in lautes Angstgeschrei aus.

Steinfort fand etwas Bisquit in der Tasche; dies verzehrten sie, als er es ihnen hinhielt, ohne eine Sylbe zu äußern, mit heißhungriger Miene.

Der Knabe hatte den Säugling aufgeweckt, welcher bis jetzt unbemerkt auf der Leiche fortgeschlummert hatte. Er begann sich zu regen und in vernehmliches Gewimmer auszubrechen. Sein Köpfchen suchte sichtlich nach den mütterlichen Brüsten umher.

„O wie gräßlich!" rief Steinfort, das Kind gewahrend, „liebe Auguste, nimm doch das junge Leben wenigstens aus der verpestenden Todesnähe."

Mühsam lösten Beide den Säugling aus den umrankenden Mutterarmen und legten ihn zu Füßen des Lagers auf eine freie Stelle, wo er bald von neuem vor Ermattung einschlummerte.

Der Weber Greif kehrte zurück, noch glühend roth und schweißbetrieft von dem raschen, anstrengenden Lauf und der aufregenden Gemüthsbewegung.

„So, da bin ich wieder," rief er, in das Gemach stürzend, „nun bin ich ehrlich; Gott sei Dank, die Polizei hat keinen Theil mehr an mir! Aber du lieber Gott," fuhr er fort, Augustens Hand ergreifend, „wie soll ich Ihnen danken? Sehen Sie liebes Mamsellchen, Sie haben einen armen Mann von der Schande befreit, das mögen Ihnen die lieben Engelein im Himmel vergelten.

Sie haben's gewiß auch nicht übrig; aber was ich wiedergeben kann, das soll geschehen; arbeiten will ich, so viel die mürben Knochen noch ertragen wollen. Ach Gott, ich bin so vergnügt, ich möchte weinen und lachen. Nehmen Sie nur einstweilen das Geld da, Sie haben es ja noch liegen lassen; ach Gott, ich bin so vergnügt!"

Der Weber lief bei diesen Worten, von seiner Gemüthsbewegung getrieben, rastlos im Gemach umher, bald Augustens Hände ergreifend, bald die eigenen zusammenschlagend — ein rührendes Bild der Freude.

„Sie irren sich, lieber Nachbar," sprach das Mädchen, „nicht mir verdanken Sie die Hülfe, sondern dem Herrn da, der mit mir gekommen ist."

Der Weber betrachtete einige Augenblicke bestürzt den Lieutenant, der in sehr eleganter, sauberer Civilkleidung vor ihm stand.

„Ach nehmen Sie's nicht übel, junger Herr," sprach er ängstlich, „ich habe Sie noch gar nicht begrüßt; die Freude, die Angst — mir ist manchmal wie wirr im Kopf. — Also Ihnen soll ich danken? — Sie werden wohl meinen Dank noch weniger haben wollen; ein so vornehmer junger Herr und ein so armer niedriger Weber."

Er griff bei diesen Worten nach der Hand des Lieutenants, um sie zu küssen, und nur mit Mühe entzog sie ihm dieser.

„Lassen Sie das jetzt, guter Mann," sprach Steinfort freundlich, „ich überzeuge mich, daß Sie ein ehrlicher Mensch sind und das ist mehr werth als aller Dank. Sagen Sie mir lieber, was Sie jetzt anzufangen gedenken?"

„Was kann ich anfangen?" sprach der Weber, plötzlich wieder düster werdend; „ich muß arbeiten, um meine Kinder zu ernähren, und ich wollte gerne arbeiten, aber ich habe heute Morgen meine

arme Frau verloren, für die muß ich zuerst um ein ehrliches Begräbniß bitten gehen. Vielleicht verhungert derweile wieder eines meiner Kinder; dann kann ich das auch begraben und so immer weiter, bis sie alle sind."

Der Weber sprach diese Worte mit einer so verzweifelnden Entmuthigung, daß Steinfort sich in innerster Seele getroffen fühlte.

Der Unglückliche war wirklich in verzweiflungsvoller Lage. „Ich weiß noch nicht wie es werden soll," sprach er; „im Hause habe ich kein Brod, such' ich es außerhalb, muß ich die Kinder allein lassen. Vor allem bin ich mit dem Kleinsten übel daran; das bedarf so nothwendig weiblicher Pflege. Ach und nun gar das Begräbniß; so ein Begräbniß ist bei uns gar nicht zu erschwingen."

Steinfort vermochte es nicht über sich, diesen Jammer noch länger mit anzuhören. Augustens Mittheilungen, wie das ganze Wesen des Mannes überzeugten ihn, daß er seine Wohlthaten an keinen Unwürdigen verschwende, wenn er hier rettend aufträte.

„Hören Sie, lieber Greif," sprach er, „man muß nie den Muth verlieren; es kommt gewöhnlich besser, als man es in der Verzweiflung denkt. Ich bin entschlossen, Ihnen zu helfen. Geben Sie mir Ihr Geld dort von der Bank her, ich will es behalten zum Andenken an einen ehrlichen Mann. Hier ist dagegen vorläufig eine Summe von hundert Thalern. Bestreiten Sie davon das Begräbniß Ihrer Frau, bringen Sie vorläufig Ihre Kinder irgendwo unter und suchen Sie sich eine andere, gesundere Wohnung. Hier meine Begleiterin wird Ihnen gerne in Allem zur Hand sein. Dann erwarte ich Sie in einigen Tagen bei mir, um gemeinschaftlich mit Ihnen zu berathen, wie Ihnen dauernd zu helfen ist. Meine Adresse haben Sie auf dieser Karte."

Der Lieutenant überreichte bei diesen Worten dem Weber zwei

Kassenanweisungen zu je funfzig Thalern nebst einer Adreßkarte und steckte statt dessen das aus Groschen und Pfennigen bestehende Leihgeld desselben in die Tasche.

Der Weber war zur Bildsäule versteinert. Er betrachtete lautlos bald das Geld, bald den Lieutenant, bald Auguste.

Ehe er zu seiner Besinnung kam, hatten Beide das Lokal verlassen.

„Ich danke Dir, meine theure Auguste," sprach Steinfort auf der Straße; „heute habe ich die Armuth kennen gelernt, aber auch den Werth des Reichthums. Ich will fortan die Armuth studiren."

LI.

Ein adliches Verdikt.

Im Saale des Café du prince unter den Linden fand einige Zeit nach den jüngsten Vorgängen ein splendides Diner Statt.

Der junge siebzehnjährige Prinz Steppenfeld, nachgeborner Sohn des Fürsten Adolar von Steppenfeld des CXXXXVIII. war gestern Lieutenant in Steinfort's Regiment geworden und gab seinen Kameraden heute eine glänzende Champagner-Fete.

Der Saal war auf das reichste drapirt. Eine mächtige Tafel war in Hufeisenform durch die Mitte des Raumes servirt und mit allen Erzeugnissen der Pracht und des Luxus beladen. An den Wänden standen blühende Topfgewächse und duftende Orangen, einen köstlichen Frühling hervorzaubernd, der den eben in der Natur keimenden an üppiger Fülle überstrahlte.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags.

Die Offiziere des Regiments hatten sich theilweise schon versammelt. Sie standen kurz vor dem Beginn der Tafel gruppenweise

beisammen mit schnarrenden Stimmen sehr verschiedenartige Themata besprechend, die aber mehrentheils auf den Dreiklang von Hunden, Pferden und Mädchen zurück gingen.

„Auf Ehre, Herr Kamerad," sagte der junge milchbärtige Lieutenant von Krautgarten, der sich schon im französischen Hause vernehmen ließ, zu einem andern, gleichaltrigen Offizier, „auf Ehre, gestern Abend war ich beim Kommerzienrath Brandt zum Diner. Er hatte mich bereits dreimal einladen lassen, bis ich ihn mit meiner Gegenwart beglückte. Es ist wahr, er hat einen vortrefflichen Wein und es ist wirklich ganz amüsant, den hübschen bürgerlichen Mamsells die Cour zu machen; aber der Kerl scheint vor Hochmuth toll geworden zu sein. Heute Morgen begegnet mir der Patron unter den Linden, als ich gerade mit Sr. Durchlaucht, unserem neuen Kameraden, zur Parade ging, und redet mich mit einer unbegreiflichen Taktlosigkeit ohne weiteres an. Nun ich habe ihn gut angelassen. Ich sagte ihm nur, ich habe für Sie hier keine Zeit und ließ ihn stehen. Durchlaucht, die für Standesvorzüge ein eminentes Auge zu haben scheinen, bemerkten sogleich, daß der Mensch ein Bürgerlicher sei und fragten mich, wie ich dazu komme, mit Leuten dieses Schlages so familiär zu stehen? Denken Sie Sich diese Frage! Ich gerieth in höllische Verlegenheit. Durchlaucht schienen dies wahrzunehmen, und waren so gefällig zu äußern, ich hätte den Kerl vermuthlich angepumpt. Versteht sich, daß ich den Prinzen bei diesem Gedanken ließ."

Ein älterer Offizier, der Graf von Dumritz, welcher in der Nähe stand, hatte diesen Bericht mit angehört.

„Ich kann Ihre Eingangs erwähnte Handlungsweise nicht billigen, lieber Kamerad, ohne Ihnen doch etwa Vorwürfe machen zu wollen," sprach er kopfschüttelnd. „Noch vor Kurzem konnte der Adel sich auf Kosten der reichen Bourgeoisie lustig machen, sich von ihr

traktiren lassen und ihre schönen Töchter kekouren. Jetzt aber, wo der bürgerliche Hochmuth schon anfängt an unsern alten guten Vorrechten zu zweifeln, müssen wir auch den Schein meiden. Es giebt schon genug Leute unter dieser Bürgerlichkeit, die, wenn wir ihre Gesellschaften mit unserer Gegenwart beglückt haben, sich hinterher rühmen, uns eine Gefälligkeit oder wohl gar eine Ehre erwiesen zu haben. Wir müssen uns in der jetzigen bösen Zeit auf das Strengste von ihnen abschließen. Nur dadurch, daß wir sie ganz ignoriren, nie von unserem, uns durch wohl erworbene Rechte angewiesenen höheren Standpunkt herabsteigen, bewahren wir dem Adel den Nimbus, den Gott und die Geschichte ihm verliehen haben."

„Sie haben im Wesentlichen Recht, Herr Kamerad" sprach der jugendliche Lieutenant, indem er den Leibrock aufknöpfte und seiner Taille einen Theil ihrer natürlichen Freiheit zurück gab; „aber Ihre Ansichten lassen sich durchführen, ohne dem guten Wein und den schönen Töchtern der Bürgerlichen zu entsagen. Auf Ehre, das sind zwei Dinge, die ich nicht entbehren kann. Der Bürger muß nie wissen, wie er mit uns dran ist; heute herablassend, morgen abstoßend. Ich habe jetzt wieder einen kleinen allerliebsten jüdischen Sapperloter aufgegabelt, den möchte ich nicht verlieren. Sehen Sie, das dumme Ding bildet sich gar ein, ich wollte sie heirathen. Könnte mir nicht einfallen, auf Ehre nicht. Aber poussiren, warum nicht? Schadet das meinem Adel was? Mein Alter hat, glaub' ich, drei Bürgermädchen sitzen lassen; das war ein Hauptkerl!"

Graf Dumritz sah den kleinen milchbärtigen Renomisten achselzuckend an, und ging mit einem Seufzer weiter. Er hielt sich überzeugt, daß der Verfall des Adels hauptsächlich durch die Extravaganzen dieser jüngeren Lebemänner herbei geführt würde, welche nicht im Stande seien, den bürgerlichen Zudringlichkeiten gegenüber eine

Ehrfurcht gebietende Haltung anzunehmen, vielmehr durch unzeitige Vertraulichkeit das Uebel mehrten.

Er trat zu einer anderen Gruppe älterer Kameraden, in welcher sich eben ein außerordentlich lebhaftes Gespräch entsponnen zu haben schien.

Der Baron Görz, den wir ebenfalls schon im französischen Hause trafen, führte das Wort.

„Wie ich Euch sage,“ sprach er, „daß scheint eine merkwürdige Geschichte mit dem Steinfort werden zu wollen. Es ist jetzt allgemein bekannt, daß das Mädchen, mit welchem er sich herumschleppt, eine ehemalige Nähmamsell war, die früher täglich in der Villa bella erschien. Sie hatte damals den famösen Spieler Fischergraf zum Liebhaber. Wie mehrere von uns selbst gesehen haben, zog das Mädchen ihm kürzlich schon einmal einen Skandal im französischen Hause zu, wobei er sie für seine Braut erklärte. Damals dachten wir, er sei angetrunken gewesen, kürzlich aber ist er an einem andern öffentlichen Orte gewesen und hat sie dort einer bekannten Familie gleich beim Eintritt abermals als seine Verlobte präsentirt. Hinterher hat sich die Person, glaube ich, mit einem Kellner geprügelt, und er ist dann etwas verlegen mit ihr abgezogen. Nun Kinder, das geht mir denn doch über allen Spaß; auch hat der Steinfort so eine verdammte Ernsthaftigkeit in seinem ganzen Wesen, daß ich ihm einen Spaß gar nicht einmal zutraue.“

„Aber meine Herrn,“ sprach der Kapitain von Tromsdorff mit ungläubigem Lächeln, „das ist ja gar nicht möglich. Wie wird ein Offizier und Edelmann sich so vergessen; lassen Sie doch die Geschichte fallen.“ Herr von Tromsdorff stocherte bei diesen Worten mit einem Zahnstocher in den Zähnen herum, wahrscheinlich um seinem knurrenden Magen einzubilden, er sei schon gefüllt. Es steht zu vermuthen,

daß er das Gespräch nur deshalb abgebrochen zu sehen wünschte, um bei eintretender Stille desto eher zu den Tafelfreuden vorzudringen, wenigstens ging er bereits seit einer Viertelstunde durch den Saal und trieb alle sprechenden Gruppen aus einander. Herr von Tromsdorf war ein großer Gourmand und stand bei seinen Kameraden in den Ruf, sich zu jedem Diner durch zwölfstündiges Fasten würdig vorzubereiten.

Görz ließ sich indeß durch die mitleidigen Blicke, welche der Kapitain auf die Tafel warf, nicht stören.

„Ich kann mir nicht helfen," fuhr er fort, „ich glaube allerdings, daß der Steinfort mit dem Gedanken umgeht, das Frauenzimmer zu heirathen. Bei Jedem Andern unter uns würde ich das natürlich für unmöglich halten, aber Ihr wißt, was für abominable Gesinnungen er schon öfter über Standesvorzüge und namentlich über den Adel geäußert hat. Man hätte ihn für einen Jakobiner halten können."

„Hm! ja," meinte Graf Dumritz, „einem Jakobiner ist Alles möglich. Es ist zum Verzweifeln, wie der Adel heutiges Tages von den Edelleuten selbst mißhandelt wird."

„Wir sind, mit Ausnahme Steinforts, so ziemlich Alle beisammen," erklärte Baron Görz, indem er um sich her sah, „das trifft sich gerade gut. Ich will die Kameraden zusammenrufen und Ihnen den Fall vortragen. Es scheint mir durchaus nöthig, die Ehre des Corps in der Zeit gegen Kompromittirungen der vorausgesetzten Art zu sichern."

Tromsdorf seufzte hoch auf. Er glaubte wahrgenommen zu haben, daß der Prinz eben das Zeichen zur Tafel geben wollte. „Nun, wenn es nicht anders sein kann," sprach er, „so stellen Sie Ihren Antrag, aber sputen Sie Sich etwas; ich finde den ganzen Vorfall ziemlich ennuyant."

Baron Görz holte die Erlaubniß des Wirths ein, klatschte in die Hände, und bat um die Erlaubniß dem hochlöblichen Offiziercorps eine gemeinschaftliche Ehrenangelegenheit zur Beschlußfassung vortragen zu dürfen.

Er wiederholte, was er eben erzählt hatte, und stellte die Frage: ob, die Wahrheit des Mitgetheilten vorausgesetzt, das hochlöbliche Offizierkorps es mit seiner Ehre verträglich halte, den Lieutenant von Steinfort fernerhin als Kameraden unter sich zu dulden?

Der Erfolg der Rede des Barons von Görz war ein allgemeines Gelächter. Die Mehrzahl erklärte, Steinfort habe eine Liebelei, wie sie alle Tage vorkomme; daß er auf ernstere Absichten ausgehe, sei eine pure Unmöglichkeit. Ein Edelmann, noch dazu aus alter Familie, wisse zu gut, was er sich, seinem Range und seiner Familie schuldig sei.

Der Baron Görz war indeß ein hartnäckiger Ankläger. Er rief den Hauptmann von Reitzenfeld als Zeugen auf, welcher erklärte, daß er allerdings persönlich mit angehört, wie Steinfort die quästionirte Dame als seine Verlobte vorgestellt, auch mit angesehen, wie derselbe sie schleunig fortgeführt, nachdem sie durch einen auffallenden, ihre Pöbelabstammung bekundenden Vorfall die Aufmerksamkeit der anwesenden Damen auf sich gezogen gehabt. Görz berief sich weiter auf den excentrischen Charakter Steinforts, der zu solchen Dingen sehr wohl fähig sei, stellte die Dringlichkeit der Sache ins Licht und wußte endlich auch die Ungläubigsten für sich zu gewinnen. Es wurde ihm deshalb der Auftrag gegeben, Steinfort unter vier Augen zur Rede zu stellen, jedoch noch vor Beginn der Tafel, weil es sich mit der Ehre des Offiziercorps nicht vertrage, daß Jemand, der eine Nähmamsell, gar eine Grisette heirathen wolle, in der Mitte desselben kameradschaftlich aufgenommen werde.

Wunderliche Menschen! Hätte man nicht glauben sollen, daß sie sammt und sonders von der Tarantel gestochen waren?

Hätte Steinfort ein Mädchen verführen wollen, da hätte Niemand Anstoß genommen; es wäre gleichgültig gewesen, ob dies eine Nähterin oder ein anderes beliebiges Wesen war. Hätte er sich eine Mätresse halten wollen, so würde man dies sogar ganz in der Ordnung gefunden und wohl gar behauptet haben, daß der Kamerad Steinfort ein „forscher Kerl" sei. Aber heirathen — eine Nähterin heirathen, das war ein Kapitalverbrechen; ein Mensch mit solchen Grundsätzen konnte nicht ferner unter der Noblesse tolerirt werden!

Doch, die Herren waren nicht von der Tarantel gestochen — die Sache lag tiefer. Die Herren waren bloß vom Teufel des Hochmuthes und der Selbstsucht besessen. Es galt die Bewahrung verrosteter und vermoderter Vorurtheile, auf die sie ihre behauptete Bevorzugung in der Gesellschaft stützten. Diesen Vorurtheilen opferten sie Alles und so war es kein sittlicher Unwille, — den sie überhaupt nicht kannten — welcher sie gegen Steinfort aufbrachte; es war die eigennützige Furcht, durch seine Handlungsweise in Dem beeinträchtigt zu werden, was sie, wie sie sagten, „Gott und der Geschichte verdankten."

Steinfort trat, ohne eine Ahnung von dem gegen ihn herauf beschworenen Sturm zu haben, eine Weile, nachdem die vorigen Verhandlungen geschlossen waren, in den Saal. Zufällige Umstände hatten ihn zurückgehalten und heute als den Letzten in der Versammlung erscheinen lassen.

Er grüßte die Kameraden unbefangen und schritt durch den Saal, um sich bei dem Prinzen wegen seiner Verspätung zu entschuldigen.

Man dankte ihm oberflächlich; wer konnte, wich aus. Der

Prinz wußte offenbar nicht recht, was er zu thun habe und antwortete daher auf Steinforts Anrede nur mit einem unverständlichen Gemurmel.

Als Steinfort zurücktrat, wußte endlich der Baron Görz sich seiner zu bemächtigen, ergriff ihn unter dem Arm und führte ihn ins Nebenzimmer.

Das gesammte Offiziercorps blieb in ziemlich schweigsamer Stimmung im Saal zurück, das Resultat der Unterredung gespannt erwartend.

Nach wenigen Minuten schon stürzte Steinfort mit hochrothem Gesicht aus dem Nebenzimmer in den Saal, rief an der Schwelle, laut genug, daß es die Umstehenden hören konnten: „Sie sind ein Schurke, Görz!“ und eilte, ohne sich aufzuhalten, durch die Hauptthür wieder davon.

Baron Görz folgte ihm auf dem Fuße in den Saal und theilte den aufhorchenden Kameraden mit, Steinfort habe ihm ganz offen erklärt, er werde das Mädchen heirathen, weil er es liebe.

Dies erregte einen allgemeinen Tumult. Ausrufe der Verwunderung, des Zorns, der Bemitleidung stürmten bunt durch einander. „Auf Ehre,“ schrie der kleine milchbärtige Lieutenant, „der Steinfort ist ein Mensch ohne alle adliche Reputation. Es ist ein Skandal; auf Ehre!“

Graf Dumritz rang in stiller feudaler Verzweiflung die Hände auf dem Rücken.

Kapitain Tromsdorf stocherte sich die Zähne noch blutiger, als sie schon waren.

„Fatal, daß sich das gerade bei mir ereignen muß,“ bemerkte die gastgebende Durchlaucht.

Zehn oder zwanzig Andere gaben Töne von sich, die sich nicht weiter artikuliren lassen.

„Ich machte ihm bemerklich," sagte Görz, als der erste Sturm sich gelegt hatte, „daß bei seinem Vorhaben kein Offizier ferner mit ihm dienen könne; er meinte jedoch, dies müsse ihm gleichgültig bleiben, er habe seinen Entschluß gefaßt, und habe Niemandem über seine Handlungen Rechenschaft abzulegen. Als ich darauf noch einmal freundschaftlich einen Versuch machte ihn zur Raison zu bringen und ihm vorstellte, daß Niemand ihm einen Vorwurf daraus machen werde, wenn er das Mädchen zu seiner Maitresse erhöbe, nur müsse er den barocken Plan aufgeben, es zu heirathen, da eilte er mit dem Kompliment, das die Mehrsten von Ihnen gehört haben, wieder zur Thür hinaus."

„So können Sie allerdings nicht ferner mit ihm dienen, meine Herren," dekretirte der Oberst des Regiments, „ich werde veranlassen, daß er seinen Abschied fordert. Uebrigens kann ich dem Offiziercorps nur gratuliren, daß es von einem so unqualifizirten Mitglied befreit ist."

„Und nun meine Herren," beschloß der Lieutenant-Prinz, „lassen Sie uns den Tafelfreuden folgen, wenn es Ihnen so recht ist."

Das adliche Verdikt konnte dahin formulirt werden: es ist dem Kavalier eine Ehre, eine Nähmamsell zu seiner Maitresse zu machen, es ist ihm eine Schande sie zu heirathen.

LII.

Die Herausforderung.

Am folgenden Morgen nach dem ärgerlichen Vorfall im Café du prince saß Lieutenant Steinfort nachdenkend in seinem Zimmer.

Er hielt ein kleines Billet in der Hand, worin der Oberst seines Regiments ihm mit Hindeutung auf die gestrige Scene den Rath ertheilte, um seinen Abschied einzukommen, weil das Offiziercorps nicht länger mit ihm dienen wolle und er nur so verhindern könne, wider Willen verabschiedet zu werden.

Steinfort betrachtete das Briefchen mit einem bittern Lächeln. Der Oberst hatte es gut gemeint, er hatte seine Worte so schonend als möglich gewählt, und doch lag in jedem fast unwillkürlich ein Stich für Steinfort, der seine staatliche Stellung nicht ohne Widerstreben aufgab. Indeß er stellte seine Grundsätze und das, was er einmal für Recht erkannte, höher, als alle irdischen Vortheile.

Sein Entschluß, Auguste zu heirathen, war durch die verschiedenen trüben Vorfälle nicht im mindesten wankend geworden, wiewohl

wir nicht in Abrede nehmen können, daß er sich durch alle die Stürme, die gegen ihn herangebraust kamen, doch in etwas bedrückt fühlte.

Sein Bedienter störte ihn in den düstern Reflexionen durch die Meldung, daß der Lieutenant, Graf Teufel von Teufelsritt aufzuwarten wünsche. Es war derselbe, der im französischen Hause seine Geliebte an den reichen Banquier verlor.

Steinfort empfing den Grafen ernst und ruhig; er wußte sogleich, warum es sich handeln würde. In Wahrheit hatte er im Strom der trüben Ereignisse noch nicht im mindesten daran gedacht, daß nach dem gestrigen Vorfall ein Duell mit dem Baron Görz unvermeidlich sei. Aber in der Stimmung, worin er sich augenblicklich befand, schien ihm ein Kampf auf Leben und Tod sogar wünschenswerth. Er lechzte nach einer gewaltigen Aufregung; er war fast unfähig zu handeln, eine förmliche Apathie hatte ihn befallen, er freute sich darauf, gewaltsam herausgerissen zu werden.

„Ich weiß weshalb Sie kommen, Herr Graf," sprach er artig, dem Offizier entgegen gehend, „lassen Sie uns die Sache kurz machen. Ich bitte Sie gefälligst Zeit, Ort und Waffen zu bestimmen und erkläre mich mit allem zufrieden."

„Sie haben meinen Auftrag errathen, Herr von Steinfort," sprach Graf Teufel eben so verbindlich; „ich glaube aber nur meiner Pflicht zu genügen, wenn ich zuvor noch den Versuch mache, die Sache gütlich zu arrangiren. Wenn Sie erklären —"

„Bemühen Sie Sich nicht weiter, Herr Graf, wenn ich Sie ersuchen darf," unterbrach Steinfort mit Bestimmtheit den Cartellträger, „ich verweigere jede, auch die kleinste Erklärung. Was ich gesagt habe, sage ich noch jetzt, und sehe somit das Duell als unvermeidlich an. Ich wiederhole meine Bitte, das Nähere zu bestimmen."

„Unter diesen Umständen, versetzte Graf Teufel, „bleibt mir freilich nichts anderes übrig, als mich meines Auftrages zu entledigen. Ich überbringe Ihnen demnach eine Herausforderung des Barons von Görz auf Pistolen. Er erwartet Sie morgen um 8 Uhr im Saatwinkel; drei Kugeln, zehn Schritt Barriere."

„Herr Graf, ich bitte um meine Empfehlung an den Baron Görz mit dem Bescheid, daß ich bestimmt die Ehre haben werde aufzuwarten."

Graf Teufel empfahl sich eben so artig, als er gekommen war

Steinfort setzte sich ruhig wieder nieder, expedirte ein paar Zeilen an den Referendarius von Birkheim, und ersuchte ihn sofort zu ihm zu kommen. Darauf zündete er sich eine Cigarre an, und ging gelassen im Zimmer auf und nieder.

Er fühlte sich mit einem Schlage wieder thatkräftig wie zuvor. Die Misere, die Gewöhnlichkeit des Lebens hatte ihn niederdrücken wollen, das Außergewöhnliche richtete ihn in die Höhe; das Duell war ihm eine Kur, ein Heilmittel zur Rettung vor sich selbst.

Der Referendarius von Birkheim erschien ungesäumt.

Steinfort setzte ihm kurz auseinander, warum es sich handelte, und ersuchte ihn, sein Sekundant zu sein.

Birkheim sagte ohne Weiteres zu und entfernte sich sogleich wieder, um auf Steinforts Ersuchen alles Nöthige zu besorgen.

Steinfort ordnete mit der größten Ruhe seine Papiere; schrieb Briefe an den Vater und Auguste, sorgte hinlänglich für das Mädchen auf den Fall seines Todes und legte sich am Abend zeitig zu Bett, um einmal wieder so ruhig zu schlafen, als sei nichts vorgefallen.

LIII.

Innere Kämpfe.

Anders mit Auguste.

Schon der Vorfall auf dem Ball hatte es ihr klar gemacht, daß ihre Ansicht: sie thue Unrecht, das Verhältniß mit Steinfort fortzusetzen, nicht grundlos gewesen. Sie sah immer mehr ein, daß ihr die Sphäre der guten Gesellschaft verschlossen bleiben würde.

Zwar hatte das Ereigniß an sich ihr Inneres keinesweges gedemüthigt, denn sie fühlte es jetzt, daß sie am Ende eben so gut sei, als alle die tugendstolzen Damen, von denen noch keine genöthigt gewesen war, ihre Tugend in Hunger nnd Kummer zu bewahren. Die Achtung und Liebe, welche Steinfort ihr zollte, hatte ihr Inneres gehoben und zugleich das Bewußtsein in ihr gestärkt, durch wahre Gegenliebe seiner würdig werden zu können. Ja, sie war fest überzeugt, daß es dieser Gegenliebe gelingen würde, auch ihn glücklich zu machen, wenn nicht die Gesellschaft mit allen ihren Schrecknissen dazwischen gestanden hätte.

Aber das eben drückte sie zu Boden, daß sie einsehen mußte, wie Steinfort nicht im Stande sein würde, sich gegen die Vorurtheile und Meinungen dieser Gesellschaft zu behaupten. Ein weiterer Vorfall, auf welchen bei dem Offizier-Diner schon angespielt wurde, hatte ihr dies noch klarer gemacht.

Es verhielt sich damit also.

Wie wir wissen, hatte Steinfort über die Streitigkeit im französischen Hause nicht weiter gesprochen und die Sache als eine Bagatelle behandelt, ohne indeß Augustens weiteres Nachdenken, wie er es wohl wünschte, dadurch zu unterdrücken. Einige Tage darauf forderte er sie auf, mit ihm zum Hoftraiteur Jagor zu gehen, um dort zu Mittag zu speisen. Auguste hatte sich geweigert, aus Besorgniß, neuen Unfällen zu begegnen, war aber durch Steinfort zum Nachgeben gezwungen worden.

Beide begaben sich dahin und trafen sogleich eine dem Lieutenant bekannte Adelsfamilie. Man setzte sich an einen gemeinsamen Tisch und Steinfort, der nunmehr besser vorbereitet war, stellte Auguste als ein Fräulein aus der Provinz und seine verlobte Braut vor. Das Entgegenkommen war sehr freundlich, Auguste hielt sich still und zurückgezogen, wie es ihr Steinfort eingeprägt hatte, und Alles schien sich vortrefflich anzulassen. Man fand die bescheidene Blödigkeit der jungen Provinzialin sogar sehr liebenswürdig.

Im Grunde war indeß dies Verfahren Steinforts schon eine Inkonsequenz. Wollte er das Mädchen in die Gesellschaft einbürgern, traute er sich den Muth und die Kraft zu, dies durchzuführen, so mußte er auch offen auftreten, wie er es allerdings im Anfang beabsichtigte, freilich aber schon auf dem Balle unterließ, bis die Nothwendigkeit ihm die Wahrheit abpreßte. Durch diese Inkonsequenz erschwerte er offenbar seine Stellung, indem er die Sympa-

thie, welche man dem offenen Muth immer zollt, verscherzte und zudem, wie wir gleich sehen werden, neue Verwickelungen herbeiführte.

Man hatte schon eine geraume Zeit bei Tische gesessen, die Champagnerkorke knallten, Alles nahm eine sehr heitere Färbung an, als es einem kleinen, zerlumpten Gipsfigurenhändler gelang, die Abwesenheit der Kellner zu benutzen und in den Saal zu dringen.

Der Knabe näherte sich dem der Thüre zunächst stehenden Tisch, an welchem gerade Steinfort und Auguste sich befanden und bat die Gesellschaft, ihm etwas abzukaufen. Von allen kurz abgewiesen, kam er zuletzt zu Auguste. Kaum wurde er ihrer genauer ansichtig, so rief er erstaunt in seinem Straßenjungen-Dialekt laut aus: „Herr Jott, Aujuste, wo find' ich Dir hier!“

Natürlich erregte dies die allgemeine Aufmerksamkeit der Tischgesellschaft, welche theils den Knaben, theils das Mädchen erstaunt betrachtete. Es wäre freilich bei etwas Selbstbeherrschung sehr leicht gewesen, den Buben streng zurück zu weisen; er würde zur Thür hinausgeworfen und die Sache für eine Personenverwechselung erklärt worden sein. Allein dazu fehlte es dem armen, einfachen Mädchen an der nöthigen Verstellungsgabe. Purpurroth vor Scham, Angst und Verlegenheit, wagte sie kaum aufzublicken, und diese Verlegenheit erhielt einen allgemein merkbaren Zuwachs, als der Bube auf die Bemerkung von Augustens Tischnachbar, er irre sich und solle das Fräulein nicht ferner inkommodiren, trotzig ausrief: „I wo irre ich mir; ich kenne doch die Aujuste aus de Sternstraße vor's Hamburger Dhor!“

Zitternd saß sie auf ihrem Stuhl, bis Steinfort unter dem Vorwand, ihr Unwohlsein wahrzunehmen, aufsprang und sie in ein

Nebenzimmer führte. Leider aber konnte dies nicht geschehen, ohne daß Beide im Hinausgehen durch das laute Gelächter und die spöttischen Zweifelreden der Zurückbleibenden, welche Augustens Schweigsamkeit jetzt richtig zu deuten anfingen, empfindlich verletzt wurden.

Steinfort suchte auch diesmal zart genug die neue Fatalität als einen unbedeutenden Vorfall zu beseitigen; Auguste bemerkte es indeß sehr wohl, daß er sie nur deshalb sofort nach Hause brachte und dann ungesäumt verließ, weil er seiner inneren Bewegung nicht mehr Herr war. Sie fühlte sich davon auf das Tiefste ergriffen und immer mehr dahin bestimmt, den Plan einer Vereinigung mit Steinfort im Interesse ihrer beiderseitigen Ruhe ganz aufzugeben.

In dieser Absicht hatte sie bereits einen Brief an ihren Geliebten aufgesetzt, worin sie ihm die Lage der Dinge klar auseinander setzte und ihm den dringenden Wunsch aussprach, das ganze Verhältniß abzubrechen.

Als sie aber nun daran sollte, den Brief abzusenden — den Brief, der mehr mit Thränen als mit Dinte geschrieben war, da wollte es ihr fast das Herz abstoßen.

Sie war jetzt tausendmal unglücklicher, als vor ihrer Bekanntschaft mit Steinfort, denn sie war sich ihrer Lage bewußt geworden. Und das ist das qualvollste Leiden der unglücklichen Geschöpfe, die die stolze Gesellschaft mit Füßen tritt, weil sie sich durch die Noth, deren dämonischen Zwang der Reichthum nicht einmal ahnet, zur Schande hintreiben ließen.

O Ihr reichen tugendhaften Frauen, die Ihr nie gehungert, nie gefroren, nie mit den schlummerlosen Augen des Elends auf dem harten Lager gelegen habt, blickt in Euer Herz und fragt Euch, wieviel besser als die gefallene Auguste Ihr unter gleichem Jammer

geblieben wäret? Denkt der thränenschweren Verse unsers großen Dichters:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr ew'gen Mächte!

Und doch, wenn eins dieser unglücklichen Geschöpfe, die derselbe Reichthum, welcher Eure Tugend beschützte, zu Grunde gerichtet hat, sich dem Schlamme der Gemeinheit zu entreißen strebt, dann stoßt Ihr es höhnend von Euch! O hütet Euch, die Ihr gelassen aussprecht: „wir danken Dir, Herr, daß wir nicht sind wie diese Nätherin da," hütet Euch, daß nicht die Geschichte ob dieses pharisäischen Hochmuthes einst ein schreckliches Wehe über Euch rufe! Hütet Euch, Ihr Wüstlinge, die Ihr Euch nicht scheut, mit Eurem Gelde die Unschuld zu erkaufen und Den mit Spott und Verachtung behandelt, der ein Milliontheil Eurer himmelschreienden Schuld an einem der gefallenen Opfer zu sühnen sucht.

Weil Auguste voraussehen konnte, daß die Gesellschaft es ihr nicht erlauben würde, in ihrer Mitte tugendhaft zu werden, darum war es ein entsetzliches Unglück für sie, ihre Lage erkannt zu haben. Sie mußte sich sagen, daß die Noth, der sie seit einigen Jahren entrissen war, wieder ihre treueste Gefährtin werden, daß sie Hunger und Kälte zu erdulden haben würde, ohne doch auf geistigen Trost, auf Anerkennung ihrer Persönlichkeit rechnen zu dürfen.

So schwer macht die Welt ihren eigenen Opfern die Rückkehr auf den Pfad der Tugend und Rechtschaffenheit!

Dennoch fühlte Auguste sich durch die Liebe zu Steinfort zu sehr geläutert, als daß es ihr möglich gewesen wäre, in das frühere wilde Getriebe zurückzukehren. Sie stieß mit Abscheu einen solchen

Gedanken von sich und würde es vorgezogen haben, sich tausendmal selbst den Tod zu geben.

Um so schwerer aber ward es ihr, dem Besitz des geliebten Mannes zu entsagen. Sie hatte wohl den Brief geschrieben, aber sie fühlte nicht die Kraft in sich, ihn abzuschicken.

Drei Tage ging sie im verschlossenen Sinnen umher, während sie den Lieutenant, der mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, nicht bei sich sah. Die Vögelein zwitscherten im Bauer und der keimende Frühling entknospete die Rosen vor dem Fenster, aber das braune Auge zeigte sich umflort und Blumenduft und Vogelsang zogen unbeachtet vorüber an ihrem Geist.

So stand sie am vierten Tage an ihrem Fenster und blickte hinaus in die erwachende Natur, welche auch ihre Brust mit drängendem Frühlingssehnen durchströmte.

„O Gott,“ rief sie, „vergieb mir! Ich kann ja meine Liebe nicht lassen!“

Und die Stücken des Brieflein flatterten hinaus, leicht davon getragen auf spielenden Abendlüftchen.

LIV.

Brune et blonde.

Marianne hatte nach dem Vorfall im Hause des Hofraths Christianus bei einer armen aber rechtlichen Familie eines Fabrikarbeiters eine Schlafstelle in demselben Hause gefunden, in welchem Auguste Straß wohnte.

Das Geschick war ihr in sofern günstig gewesen, als sie durch die Vermittlung jenes Fabrikarbeiters in der Kattunfabrik, in welcher er selbst beschäftigt war, Arbeit fand. Sie wurde mit dem Zusammenlegen von Kattunen beschäftigt, und erhielt dafür wöchentlich einen Lohn von einen Thaler und zehn Silbergroschen.

Es wäre ihr freilich erwünschter gewesen, wieder in einen ordentlichen Hausdienst zu ziehen, allein der Hofrath Christianus hatte ihr auf Veranlassung seiner Tochter Mathilde, einen so schlechten Entlassungsschein ertheilt, daß sie nimmermehr hoffen durfte, anderweitig Aufnahme zu finden. Zu ihrem Stiefvater Jobs in den Keller wollte sie auch jetzt um keinen Preis zurückkehren, die Rüthmann,

an die sie sich, arglos genug, wohl gewandt hätte, wußte sie nicht aufzufinden, und so mußte sie den Zufall segnen, der sie nach mehreren Stunden trostlosen Umherwanderns endlich in das gefundene Asyl führte.

Marianne arbeitete täglich von des Morgens sechs Uhr bis zum Abend um sieben Uhr und trotz dessen fristete sie kaum ihr Leben. Sie verdiente, wie eben gesagt ist, wöchentlich einen Thaler und zehn Silbergroschen. Davon bezahlte sie zehn Silbergroschen für Schlafgeld, so daß sie für ihren Lebensunterhalt und alle übrigen Bedürfnisse dreißig Silbergroschen, also nicht volle vier Silbergroschen auf den Tag hatte. Davon existirte sie freilich auf eine Weise, die man nicht füglich mit dem Ausdrucke: menschlich leben, bezeichnen darf. Auf die körperliche Nahrung verwandte sie sogar noch weniger, als die Meisten ihrer anderen Mitarbeiterinnen, weil es ihr ein unabweisbares Bedürfniß war, reinlich und ordentlich gekleidet zu gehen.

Dennoch war sie jetzt ruhig. Wie spärlich auch ihr Auskommen war, sie fühlte sich frei von den Greueln in Jobs Keller, den trostlosen Bedrängnissen des Gefängnisses oder der harten Begegnung im Christianus'schen Hause. Es hatte eine gewisse stille Resignation sich ihrer bemächtigt, worin sie von der Welt nichts hoffte und erwartete, aber schon zufrieden war, von der Welt in Ruhe gelassen zu werden. Sie hatte mit ihr abgeschlossen und sich mit sich selbst vereinsamt.

Bei Gelegenheit einer kleinen zufälligen Gefälligkeit machte sie Auguste's Bekanntschaft und war von ihr nach hartnäckigem Widerstreben gewonnen worden. Die liebenswürdige Brünette kam ihr so unermüdlich entgegen, daß sie dieselbe endlich lieb gewann und das oft wiederholte Anerbieten derselben annahm, die Abendstunden bei ihr

zuzubringen. Hier lernten sich die Mädchen genauer kennen, theilten sich aus ihren früheren Erlebnissen mit, und sahen bald, wie ihre Verhältnisse manche Berührungspunkte darboten.

Auguste hatte Marianne auch von ihrem Verhältniß zu Steinfort erzählt, und es ihr angeboten, die Unterstützung des reichen Mannes für sie in Anspruch zu nehmen. Dies war jedoch von derselben auf das entschiedenste, fast mit einer gewissen Bitterkeit abgelehnt. Menschenscheu, wie sie geworden war, wollte sie gegen Niemand Verbindlichkeiten haben und vermied es sogar auf das Aengstlichste jemals mit dem Offizier zusammen zu treffen.

Dagegen ging sie erfreut auf das Anerbieten Auguste's ein, sie im Nähen feiner Wäsche zu unterrichten, wovon die Letztere, wie wir wissen, fortwährend selbst Gebrauch machte, da sie zu stolz war, um von Steinfort's Gaben zu leben und dieser zu zartsinnig, um ihr solche aufzudringen. Marianne hoffte durch die neu erworbene Geschicklichkeit ebenfalls in die Lage zu kommen, sich der rohen Lebensweise in der Kattunfabrik entziehen, und sich dann ganz auf sich und ihre unmittelbare Umgebung beschränken zu können.

So waren denn die beiden jungen Mädchen des Abends — der einzigen freien Stunde, welche Marianne hatte — in dem uns wohl bekannten Stübchen der kleinen Nähterin häufiger beisammen, stets eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt.

Auch diesmal vereinte sie das gleiche Vorhaben. Marianne, obwohl von der Arbeit des Tages ermüdet, strengte sich über ihre Kräfte an, ihre Stiche zu fördern. Die Müdigkeit überwältigte sie oft, aber fast mit Gewalt raffte sie sich jedesmal empor, denn es lag ihr daran, so bald als möglich diejenige Geschicklichkeit erlangt zu haben, welche es ihr gestattete, dem Fabrikzwinger zu entfliehen. Zu dem bereits angeführten Grunde für diesen Wunsch könnten wir

auch noch den anderen fügen, daß es ihr möglich ward, sich mit Nähen vielleicht zwei Silbergroschen mehr als bisher zu verdienen — eine wichtige Verbesserung, weil sie dadurch in die Lage kam, ein warmes Mittagsbrod einnehmen zu können.

Eben war sie beim Nähen eines Hemdes unwillkürlich eingenickt, und lief Gefahr, mit dem Kopfe dem Licht zu nahe zu kommen. Auguste bemerkt die Gefahr und entfernt den Leuchter mit einem mitleidigen Blick auf das erschöpfte Mädchen. Das Geräusch erweckte sie wieder.

„Lieber Gott," klagte sie, sich aufraffend, „wie wird mir doch die Arbeit heute so gewaltig schwer! Ich bin gar zu müde."

„Freilich," sprach Auguste theilnehmend, „wenn man den ganzen Tag am Tisch gestanden und Kattune zusammengelegt hat, da muß man am Abend wohl erschöpft sein. Ach ich erinnere mich daran aus meinem eigenen Leben. Sie sollten es mich aber doch Steinfort sagen lassen, der würde Sie gern unterstützen; es ist ja nur so lange bis Sie sich mit der Handarbeit selbst ernähren."

„Nimmermehr," fuhr Marianne lebhaft in die Höhe; „ich habe kein Vertrauen mehr zu den Menschen und mag nichts von ihnen geschenkt haben. — Lassen Sie gut sein," fuhr sie sanfter fort, „ich werde ja wohl bald so weit sein, daß ich die feinen Oberhemden nähen kann, dann wird es mir besser gehen."

„O gewiß," tröstete die Freundin, „Sie nähen ja schon recht gut. Ich hätte Ihnen gar nicht zugemuthet eine Unterstützung anzunehmen, wenn ich nicht vorausgesehen hätte, daß sie nur auf kurze Zeit nöthig geworden wäre. Am nächsten Sonnabend, wenn ich meine Arbeit abliefere, werde ich auch für Sie welche mitbringen. Die Steppereien am Kragen mache ich; das Uebrige wird schon

gehen. Jedenfalls verdienen Sie dann schon eben so viel, wie in der Fabrik."

„Ach das wäre schön," sprach Marianne mit einem dankbaren Blick, „in der Fabrik kann ich es kaum noch aushalten. Den ganzen Tag hindurch höre ich die schmutzigsten Lieder von meinen Mitarbeiterinnen singen, und wenn in der Mittagsstunde die Druckergesellen auf den Trockenboden kommen, da weiß ich kaum wohin ich vor den Gemeinheiten mich flüchten soll. Ich gehe dann lieber, selbst wenn es stürmt und regnet, auf den Hof, um nur nichts zu sehen und zu hören, aber bei meiner Rückkehr habe ich Neckereien auszuhalten, die mich oft mehr verletzen, als alles Uebrige."

„Sie erzählen mein eigenes Leben," sprach Auguste, trübe ins Licht schauend. — „Aber nur Muth, beste Freundin," fuhr sie gleich wieder heiterer fort, „dann geht alles gut. Ich finde, wenn man liebt, hat man immer viel Muth. Haben Sie schon einmal geliebt?" —

„Das ist eine sehr komische Frage!"

„Hm! Ich finde eine sehr natürliche, auf die Sie aber ausweichend antworten wollen," rief Auguste, die schelmischen braunen Augen lächelnd auf die gegenüber sitzende Blondine richtend; „das leide ich nicht. Also geschwind, haben Sie schon geliebt?"

„Quälen Sie mich doch nicht!"

„Geschwind, geschwind, ob Sie schon geliebt haben?"

„Ich weiß nicht was Liebe ist," sprach Marianne, „sagen Sie mir erst woran man die Liebe erkennt?"

„Erkennt?" fragte die Andere zögernd, deren logisches Definitionsvermögen wohl etwas ins Gedränge kam; „je nun, wenn man von Jemand nicht lassen kann."

„Nun, dann kenne ich die Liebe nicht," sprach Marianne mit

einem schwermüthigen Blick ihrer großen blauen Augen, „ich habe immer von den Menschen lassen können, und die Menschen noch leichter von mir.“

„Ach Gott!“ grollte Auguste über das fruchtlose Examen, „Sie sind doch wohl schon einmal einem Manne gut gewesen?“

„Gut gewesen? — Nun ja, ich glaube — einmal.“

„Aha, sehen Sie! Jetzt heraus damit; also?“

„Es war noch im Keller meines Stiefvaters,“ erzählte Marianne „da kam unter den Gästen auch einer, der hieß der schlaue Schmerles, dem bin ich einmal kurze Zeit recht gut gewesen. Es rühmte sich nämlich Jemand damit, einer armen blinden Frau ihr Almosen aus der Tasche gezogen zu haben; darüber ward der Schmerles sehr böse, und zwang den Dieb das gestohlene Gut zurückzutragen. Das gefiel mir sehr an ihm. Aber er war eigentlich auch ein großer Verbrecher, und ist, glaub' ich in's Zuchthaus gekommen, da hab' ich ihn dann später nicht weiter gesehen.“

„Wie sind Sie denn aber eigentlich unter eine solche Räuber- und Mördergesellschaft gerathen?“ fragte Auguste weiter, deren weibliche Neugierde sich jetzt nach dieser Richtung hin wandte.

„Darüber befragen Sie mich umsonst,“ sprach die Jungfrau schmerzlich bewegt. „Ich erinnere mich nur dunkel, daß ich nicht immer in dem Kellerlokal gelebt habe. Ich habe meine ersten Jahre auf einem Hof zugebracht, wo es viele Kühe und Pferde gab. Auch hatte ich einen sehr großen Hund, auf dem man mich bisweilen reiten ließ. Später fand ich mich in der Stadt wieder, aber wie ich dahin kam, weiß ich nicht. Mein Pflegevater war rauh und grob gegen mich; meine Mutter weinte fast immer. Sie starb früh, während ich noch ziemlich jung war, und da behandelte mich mein Vater oft noch roher; es gab Tage, wo ich mehr Stöße und Schläge als Brod

bekam. Dennoch hätte ich ihn nicht verlassen, wenn ich nicht durch seine Umgebung dazu gezwungen wäre. Aber da ich es ihm doch in nichts recht machte und nur besorgen mußte, auf's Neue verhaftet zu werden, wo man mich vielleicht zur Aussage gegen ihn gezwungen hätte, so beschloß ich für mich zu bleiben. Eine Freundin, die ich im Gefängniß gewann, rieth mir ebenfalls dazu."

Das Gepfeife des Nachtwächters, welcher die zehnte Stunde anzeigte, unterbrach die plaudernden Mädchen. Sie betrachteten dies immer als das Signal sich von einander zu trennen, da Marianne am Morgen stets früh aufstehen mußte.

Freundlich drückten sie sich einander die Hand und Marianne begab sich in ihre Kammer, um todtmüde von den Arbeiten des Tages, das ärmliche Lager zu besteigen.

Es war ihr heute Abend sanfter zu Sinn als gewöhnlich; das Gespräch mit der Freundin, und die Aussicht, sich bald in freundlicherer Weise ihren Unterhalt zu erwerben, hatte beruhigend auf sie eingewirkt. Seit der Gefängnißprediger ihr die göttliche Verdammniß im Kerker verkündete, wagte sie selten oder nie mehr zu beten. Heute faltete sie seit langer Zeit zum erstenmal ihre Hände und entschlummerte sanft unter den andächtigen Gefühlen ihres Herzens.

LV.

Die polizeiliche Aufsicht.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als laut an die Kammerthür des Mädchens gepocht wurde.

Erschreckt fuhr Marianne in die Höhe und entwand den Lippen mit Mühe die zaghafte Frage, nach dem Urheber der nächtlichen Störung.

Ihr ward die unerwartetste aller Antworten, aufzustehen und zu öffnen, es sei die Polizei, welche bei ihr visitiren wolle.

Zitternd erhob sie sich von ihrem Lager, bekleidete sich nothdürftig in der Finsterniß mit einigen Gewändern, und leistete der Aufforderung Genüge.

Da ihr unbegreiflich war, was die Polizei von ihr wollen könne, so begann sie sich, in der Voraussetzung, daß hier ein Irrthum vorwalten müsse, schon wieder in etwas zu erholen. Doch ein jäher Schreckensausruf entfuhr ihrem Munde, als sie beim Schein einer Laterne den Kriminalkommissarius W .... mit seinen beiden Gensd'armen vor sich stehen sah.

Die Erinnerung jenes schrecklichen Morgens, wo derselbe Kommissarius sie aus Job's Keller abführte, trat lebhaft vor ihre Seele. Sie fürchtete, daß ihr ein gleiches Leiden als damals, bevorstehen werde.

Der Kriminalkommissarius kündigte ihr mit unerschütterlicher Ruhe an, daß eine Visitation bei ihr abgehalten werden solle, der sie sich ohne Weiteres zu unterwerfen habe, da sie wegen ihrer nur vorläufigen Freisprechung von dem Verdacht des Diebstahls unter polizeilicher Aufsicht stehe.

Vergebens fragte Marianne aus welchen Gründen denn die Haussuchung vorgenommen werde; der Kriminalkommissarius erwiederte ihr mit strenger Miene, daß sie dies späterhin erfahren werde.

Alle drei Polizeioffizianten durchsuchten nun die ganze Kammer. Kein Winkel, kein Fleckchen blieb unbeachtet; allein es wurde nicht gefunden, wonach man suchte. Die Männer entfernten sich daher wieder, nachdem der Kriminalkommissarius vorher das Mädchen angewiesen hatte, am folgenden Morgen um 9 Uhr vor ihm auf dem Polizeibüreau zu erscheinen.

Hiermit aber endete die nächtliche Störung noch nicht.

Mariannes Wirthsleute waren erschrockne Zuschauer des ganzen Auftritts gewesen. Nachdem die Polizeibeamten das Feld geräumt hatten, erklärten sie der Unglücklichen sofort, daß sie am nächsten Morgen ihre Wohnung zu verlassen habe, da sie eine Person, welche unter polizeilicher Aufsicht stände, nicht bei sich behalten könnten, ohne ihren bisher unbescholtenen Ruf zu gefährden.

„Noch nie nich," schloß die aufgebrachte Wirthin, eine kleine, lebhaft gestikulirende Frau, ihre heftige Anrede, „sind wir mit keine Polizei nich in Berührung gekommen. Und das wissen wir, daß

hier kann öfter gevisitirt werden, wenn wir eine polizeiliche Person unter dem Dache behalten und dieses bringt uns nich bloß keine Ehre, sondern auch keine Reputation nich."

„So ist es," schloß der Mann, der immer ja sagte.

Wie vernichtet sank Marianne auf ihr Lager.

Sie fühlte es wohl, daß auch ihre ehrlichen Wirthsleute ihr mißtrauten, sie wohl gar für eine Diebin hielten. Und konnte sie es ihnen verargen, nach dem was vorgefallen war?

Jetzt erst wurde es ihr klar, welch ein entsetzliches Unheil sich ihr mit der polizeilichen Aufsicht unabweisbar an die Fersen gekettet hatte. Es wurde ihr fürchterlich klar, daß sie fortan niemals unter unbescholtenen Personen Aufnahme suchen dürfe, bei Gefahr, mit der eigenen Schande auch diese zu kompromittiren.

Alles schien sich gegen sie zu verschwören.

Nachdem man in der langen Gefängnißnacht an ihrem sittlichen Bewußtsein gerüttelt, sogar ihren religiösen Glauben untergraben hatte, nachdem sie ausgestoßen war aus den bürgerlichen Lebenskreisen, blieb ihr nur das Letzte übrig, für sich und in sich zu leben, ausgestoßen, ausgeschlossen von der Welt. Schon wagte sie zu hoffen, hier würde ihr endlich ein Friede, wenn auch nur der Friede des Grabes, beschieden sein, da raubte man ihr das Letzte, das Obdach, und sie stand nackt und schirmlos auf offner Gasse.

Weinend und händeringend verbrachte sie die Nacht. Sie verlor das Vertrauen zu Allen, selbst zu der Freundin, an die sie sich eben noch geklammert hatte, wie der Ertrinkende an den Strohhalm. Sie wußte nicht, ob sie auch von dieser verstoßen werden würde; sie wollte es nicht auf den Versuch ankommen lassen.

Es war ein trauriger Trost, daß sie ihren Wirthsleuten nichts schuldig war, da sie das Schlafgeld zum Voraus bezahlen mußte.

So ward sie wenigstens von dieser Seite in nichts weiter behelligt, als sie mit dem anbrechenden Tage das Lager verließ, um mit dem kleinen Bündel ihrer geringen Habseeligkeiten die bisherige Schlafstelle zu verlassen.

Zögernd stand sie einen Augenblick still, als sie eine Treppe niedriger vor Auguste's Thür gelangte. Alles war lautlos in dem Gemach; das Mädchen schien, glücklicher als sie, noch im festen Morgenschlummer zu ruhen.

Marianne wollte einen harmlosen Schlaf nicht stören. Sie schlich leise mit gesenktem Haupte die Treppen herunter zur Hausthür hinaus.

Schrillend schlug die Hausthür hinter ihr an der Klingel. Es war ihr, als vernähme sie das Grabgeläute ihrer Zukunft.

LVI.

Abermals ein Verhör.

Marianne irrte trost- und hoffnungslos durch die Straßen der großen Stadt, in welcher Schmerz und Freude gleicherweise noch hinter geschlossenen Läden gefesselt lagen.

Es war zu früh, um schon vor dem Polizeibeamten zu erscheinen; sie hatte Muße genug, sich ihren düstern Betrachtungen zu überlassen. Fast wäre sie auf den Entschluß gekommen, zu ihrer neuen Freundin zurückzukehren, um sich bei ihr Trost zu erbitten. Aber schnell besann sie sich, daß die Vorfälle der jüngsten Nacht es dargethan, wie sie eigentlich geächtet sei, ja, daß sie schon durch ihre Annäherung Verderben bringend wirke. Sie liebte Auguste zu sehr, um sich nicht lieber ganz von ihr zurückzuziehen.

Alle ihre neuen Pläne und Hoffnungen für die Zukunft, zu denen erst die Freundin, und fast gewaltsam, sie gedrängt hatte, waren mit einemmal zerstört. Ja, ihre jetzige Lage war noch um vieles trüber, denn sie war nicht bloß ohne Obdach, sie war auch gewiß morgen schon ohne Arbeit und ohne Unterhalt.

Als sie zur bestimmten Stunde in das Lokal der Stadtvogtei trat, erwachten alle die traurigen Erinnerungen der Gefängnißtage auf's Neue in ihrem Innern; aber es war nicht das Genugthuung gewährende Gefühl womit man sonst wohl an überstandene Leiden zurückdenkt, es war ein bitterer, stechender Schmerz.

Marianne bedauerte es, daß sie überhaupt noch für den Schmerz empfänglich sei, sie hatte gehofft und gewünscht, daß sie dafür endlich abgestumpft wäre. Sie begab sich nach dem ihr bezeichneten Zimmer des Kriminalkommissarius W...., der sie bereits mit Dinte und Feder erwartete. Es stimmte ihn günstig für sie, daß sie so pünktlich erschien, er redete sie daher leutseeliger an, als es sonst seine Gewohnheit war.

„Mein Kind," sprach er, „ich werde Dir jetzt erklären, was mein Besuch bei Dir in der letzten Nacht zu bedeuten gehabt hat. In der Wirthschaft Deines früheren Dienstherrn, des Herrn Hofrath Christianus sind bald nach Deinem Abzuge zwei silberne Löffel vermißt worden. Da Niemand, dem man die Verübung eines Diebstahls wohl zutrauen könnte außer Dir, Gelegenheit zur Entwendung derselben gehabt hat, so ist natürlich der Verdacht auf Dich gefallen. Dies war die Veranlassung zur Visitation bei Dir, und obschon sie erfolglos war, so muß ich doch glauben, daß Du die Entwenderin bist, ich fordere Dich daher auf, mir der Wahrheit gemäß zu sagen, wo Du die Löffel gelassen hast."

Marianne war für den Augenblick absolut unfähig zu antworten, denn das Gewicht dieser grundlosen Beschuldigung vernichtete sie um so mehr, als es ihr jetzt erst eigentlich klar wurde, daß ihr fortan nichts anderes übrig bleibe, als, gebrandmarkt durch den Verdacht jedes in ihrer Nähe vorgefallenen Verbrechens, durch's Leben zu gehen.

Der Kriminalkommissarius glaubte in Marianne's Verstummen ein Eingeständniß ihrer Schuld zu sehen, und ermahnte sie um so dringender, ihm ihr Vergehen offen einzugestehen und den Verbleib der entwendeten Löffel nachzuweisen.

Endlich brachte Marianne die Antwort heraus: „machen Sie mit mir, was Sie wollen, mir ist Alles gleich.“

Der Kommissarius war mit einer solchen Erklärung sehr wenig zufrieden, und drohte ihr mit einer sofortigen Verhaftung, wenn sie ihm auf seine Frage nicht gebührend antworten würde.

Die Idee, verhaftet zu werden, war der unglücklichen Marianne in ihrer jetzigen Situation an und für sich keine allzuschreckliche, aber dennoch mochte sie es nicht ertragen, ausgesprochenermaßen als eine Diebin angesehen zu werden. Sie nahm sich deshalb gewaltsam zusammen, und sagte mit ruhiger, resignirter Stimme: „mein Herr, ich habe keine Löffel entwendet.“

Der Kriminalkommissarius auch hiermit nicht befriedigt, wiederholte seine eindringlichen Ermahnungen zum Eingeständniß der Schuld.

„Mein Kind,“ sprach er, „ich eröffne Dir bei wahrhaftem und reuigem Eingeständniß die Aussicht, vielleicht ganz straflos auszugehen, da der Herr Hofrath Christianus, der als ein äußerst humaner Mann bekannt ist, Dir möglicherweise das Vergehen, welches nur als ein kleiner Hausdiebstahl erscheint, verzeihen wird. Damit er aber von dieser ihm gesetzlich zustehenden Befugniß einen Gebrauch macht, wirst Du selbst ihm vor allen Dingen offen entgegen kommen müssen.“

Marianne blieb bei ihrer vorigen Erklärung, und der Kriminalkommissarius überzeugte sich endlich, nachdem er lange Zeit alle seine Mühe vergebens verschwendet hatte, daß ihm nichts anderes übrig

bliebe, als in Ermangelung eines eigentlich gesetzlichen Verdachtsgrundes von der angedrohten Verhaftung abzustehen.

Eine vereitelte Verhaftung aber ist für einen jungen strebsamen Polizeibeamten stets ein verdrüßlicher Vorfall, da er sehr wohl weiß, daß nach der Anzahl der von ihm verhafteten Verbrecher seine amtliche Thätigkeit von seinen Vorgesetzten theilweise beurtheilt wird.

Dieser Umstand veranlaßte den Kriminalkommissarius, das Mädchen zum Schluß auch noch über ihre Subsistenzmittel zu vernehmen.

Marianne sprach sich offen und unverhalten über ihre Lage aus. In der Unschuld ihres Herzens war sie unvorsichtig genug, zu bekennen, daß sie augenblicklich nicht bloß ohne ein Obdach sei, da ihre bisherigen Wirthsleute sie wegen der Vorfälle der letzten Nacht hinausgeworfen hätten, sondern auch befürchten müsse, ihre Arbeit zu verlieren, da sie wegen des gegenwärtigen Termins nicht hätte zur Fabrik gehen können, und es dort Gebrauch sei, selbst bei dem einmaligen Ausbleiben einer Arbeiterin, sofort eine andere anzunehmen.

Der Kommissarius schrieb dies Alles höchst gewissenhaft zu Protokoll. Vielleicht weil er, oder vielmehr die Polizei, es selbst verschuldet hatte, also dem Mädchen wieder aufzuhelfen gedachte? O nein! Vielmehr um daran die weitere protokollarische Auslassung zu knüpfen, daß Marianne sich binnen drei Tagen ein ordentliches Unterkommen und genügenden Broderwerb zu verschaffen habe, widrigenfalls sie wegen Arbeitsscheue bestraft werden würde.

Das mit dieser Weisung geschlossene Protokoll wurde Marianne zur Unterschrift vorgelegt, dann erklärte ihr der Kommissarius was sie unterschrieben habe.

„Findest Du nun,“ sprach er, „nicht binnen drei Tagen eine Schlafstelle und eine bestimmte Beschäftigung, so wirst Du nach

dem Arbeitshause transportirt; Dir wird der Prozeß wegen Arbeitsscheue vom Kriminalgericht gemacht, und Du hast eine wenigstens zweimonatliche Arbeitshausstrafe zu erwarten."

So glaubte der Beamte sich, unter völliger Beobachtung gesetzlicher Vorschriften, die Aussicht auf eine Verhaftung mit einiger Gewißheit reservirt zu haben, da schwer anzunehmen war, daß Marianne in der gestellten Frist den Bedingungen würde genügen können.

Eine leichte Handbewegung gab Marianne das Zeichen, daß sie für den Augenblick entlassen sei.

LVII.

Und gieb uns unser täglich Brot.

Zehn Minuten später stand Marianne in demselben Thorweg, in welchem sie vor wenig Monden nach der Entlassung aus dem Gefängniß an dem alten Rentier Friedmeier einen rettenden Beschützer gefunden hatte. Sie war jetzt eben so rathlos als damals, eben so verlassen, aber noch weit unglücklicher, denn sie hatte Erfahrungen gemacht, an die sie damals noch nicht glauben durfte.

Daß man sie einstens im Gericht mit dem Verdacht einer Missethäterin entließ, beugte sie furchtbar darnieder, aber damals stand ihr noch die Welt offen, die große, weite Welt, in der sie ehrlich werden mochte und ehrlich gelten konnte, nach ihrem eigenen Gefallen. Das hatte ihr der alte freundliche Tröster gesagt und sie dadurch neu aufgerichtet. Ihre jungen Jahre trugen sie um so mehr hinaus über die erlebten Schrecknisse des Gefängnisses, je mehr sie selbst an der Welt Lust und Freude finden mußte.

Schon der Dienst im hofräthlichen Hause war ein arger Dämpfer

auf diese neugeweckten Empfindungen. Sie gestalteten sich dadurch, wie wir sahen, zur ergebungsvollen Resignation, wo Haß und Liebe aufhören die Brust zu bewegen. Aber selbst aus dieser wurde sie jetzt durch die Gewalt der Umstände, durch verkehrte Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft aufgerüttelt, um es sich sagen zu lassen, daß sie in der ganzen Welt für eine Verbrecherin gelten müsse, daß das Gesetz einen Theil an ihr habe, der nirgends Ruhe und Frieden für sie erblühen lasse, — der ihr, wenn sie schuldig gewesen wäre, die Besserung verschlossen hätte, der die Unschuldige bis zum Wahnsinn niederschmetterte.

Denn wer würde eine Person, die gerichtlich geächtet war, die unter fortwährender polizeilicher Aufsicht und dem ganzen Schimpf einer solchen Controlle stand, bei sich aufgenommen haben? Bei wem anders sollte sie selbst es wagen, Aufnahme für sich zu erbitten, als bei dem Pöbel, wo gleich und gleich sich gesellte, wo nicht das Bewußtsein sie vernichtete, vielleicht morgen schon, durch einen willkürlichen Schritt der Polizei, die neue Aufnahme verscherzt zu haben?

Alles dies trieb sich wild und wirr durch Marianne's Gemüth, das vor sich eine grauenhafte Zukunft, hinter sich aufs Neue alle Schrecknisse der finstersten Kerkerscene erkennen mußte.

Ihr ganzes Leben erschien ihr als ein düsterer, wilder Taumel, als ein Ringen mit Menschen und Verhältnissen, das zu keinem andern Resultat führte, als zu neuen vernichtenden Erfahrungen für ihr eigenes Herz.

Es war bald Mittag. Sie mußte den Anforderungen des Criminalkommissarius zu genügen eilen; denn sie sollte ja nur die Wahl haben, sich in der Welt als eine Geächtete, oder hinter Mauern als eine Eingekerkerte zu betrachten. Sie wählte das

Erstere, weil das Arbeitshaus sie zugleich geächtet und eingekerkert hätte.

Eiligst begab sie sich daher nach der Fabrik, um sich vor allen Dingen nur ihre Arbeiterstelle und damit den Unterhalt zu sichern. Eine neue Schlafstelle würde sich dann wohl gefunden haben.

Es war ein weiter Weg. Erschöpft gelangte sie an die Fabrik.

Die Arbeiter hatten eben Mittag gemacht — ein böses Zeichen, da somit schon der ganze Vormittag verstrichen war.

Angstvoll begab Marianne sich zum Werkführer, um sich wegen des Ausbleibens zu entschuldigen und zugleich den gerichtlichen Termin als die Ursache zu bezeichnen.

Ingrimmig wurde sie angefahren. Der Werkführer war bekannt als ein rauher, herzloser Mensch.

„Ei so," rief er höhnend, „jetzt bist Du da? Packe Dich zum Teufel, wenn Du denkst, daß die Arbeit auf Dich warten kann. Mit Euch Gelichter muß man kurzen Prozeß machen. Vor Gericht bist Du gewesen! Weshalb? Liederlicher Streiche wegen? Wir kennen das. Ich habe eine Andere für Dich eingestellt. Du warst mir ohnehin zu faul und zu schwach; Prinzessinnen sind hier nicht angebracht. Also packe Dich und suche Dir andere Arbeit, damit Basta."

Unter diesen Reden entfernte sich der Werkführer. Geleitet von dem Spottgelächter einiger ihrer früheren Mitarbeiterinnen, welche der unglücklichen Marianne wegen ihrer Zurückhaltung den Unfall herzlich gerne gönnten, schlich das Mädchen vom Fabrikhof.

Wohin nun?

Seit gestern Nachmittag hatte sie nichts genossen, wo ein Butterbrod der ganze Imbiß zur Vesperzeit gewesen war.

Ihre Baarschaft bestand in einem einzigen Dreier, davon konnte sie ihren quälenden Hunger nicht befriedigen.

Es war ein rauhes naßkaltes Wetter; sie hatte keinen Ort wo sie häusliche Aufnahme fand, mit dem Dreier konnte sie nicht einmal in einen Viktualienkeller treten.

Verzweifelnd schritt sie über den Alexanderplatz, die lange Königsstraße herunter.

So viele Menschen, so viel lachende, lärmende Gesichter, so viel Glanz und Reichthum — und doch nirgends ein Trost, nirgends Rath oder Hülfe für die jammernde Seele.

Am Eingang der Königsstraße vor der langen Brücke saß eine Semmelverkäuferin. Marianne kaufte sich hier für ihr einziges und letztes Münzstück ein Stückchen Brod, um damit den quälenden Hunger zu stillen.

Das nahe Schloßportal mußte Obdach gewähren, um dies dürftige Mittagsmahl einzunehmen — ein kalter, von Zugluft durchstrichener Platz, aber doch gegen die Nässe sichernd.

Sie hatte sich auf einer Stufe der zu den königlichen Appartements führenden Treppe niedergelassen, im dumpfen Hinbrüten über ihr Schicksal nachdenkend. Nirgends leuchtete ein Stern aus der dunklen Nacht, welche ihren Lebenspfad beschattete. Sollte sie nicht doch zu Jobs gehen, oder zu ihrer Freundin? — Sie schwankte eine Minute. Aber nein, nein, dort wäre sie ja unter Mörder und Diebe der gemeinsten Art gerathen, hier hätte sie vor Scham in die Erde sinken müssen.

Marianne hatte wohl einige Stunden auf ihrem Platze zugebracht; die Wache war inzwischen abgelöst worden.

Der neue Wachtposten mochte es mit seiner Instruktion unvereinbar halten, ein dürftig gekleidetes Frauenzimmer auf der könig-

lichen Freitreppe sitzen zu sehen. Er ging barsch auf sie zu und wies sie aus dem Portal hinaus.

Sie ging, ohne eine Sylbe zu erwiedern; sie war es endlich gewohnt, überall ausgestoßen und vertrieben zu werden.

Der Regen, der schon am Vormittag gedroht hatte, goß jetzt in Strömen herab. Marianne's dünne Kleidung war bald bis auf die Haut durchnäßt. Sie schleppte sich bis an den Eingang der Linden, da konnte sie nicht weiter; todtmüde und lebenssatt sank sie auf einer der dort befindlichen Bänke in halber Ohnmacht nieder.

Eine Frau, welche auf der gegenüber liegenden Seite der Linden vor dem Akademiegebäude vorüber schritt, faßte sie sichtbar ins Auge. Dieselbe stand einen Augenblick still, lugte scharf unter einem großen Regenschirm heraus und schritt plötzlich mit raschen Schritten quer über die Straße auf das Mädchen zu. Sie war mit einem feinen Tuchmantel und einem großen schwarzen Atlashut bekleidet.

„Mein Himmel, liebe Jobs,“ rief sie schon aus der Ferne mit sichtbarer Freude, „wie treff' ich Sie hier so unerwartet! Aber in welchem Zustande! Was ist Ihnen, wie geht es Ihnen? Sagen Sie, sprechen Sie, reden Sie.“

Die auf so geräuschvolle Weise mit allen Zeichen der Theilnahme Herbeieilende, war die Frau Rüthmann. Sie befand sich ebenfalls bereits seit längerer Zeit auf freien Füßen, da man ihr, wie schon bemerkt worden ist, gerichtsseitig nichts zu beweisen im Stande war. Sie hatte Marianne durchaus nicht aus dem Gedächtniß verloren, bei der späteren Wendung jedoch, welche deren Verhältnisse nahmen und dem Umstande, daß das Mädchen sich im Keller des buckligen Jobs nicht vorfand, vergebens nach derselben umher gesucht. Der mißtrauische Kellerwirth hatte der mehrfältigen Nachfrage endlich grob begegnet, bei der Polizei aber wagte die

Kupplerin aus guten Gründen keine Nachforschung anzustellen. Der Zufall kam ihr auf diese Weise jetzt mehr als erwünscht.

Marianne sprang freudig in die Höhe.

„Das ist ein Trost,“ rief sie, „Sie werden mir helfen! Ich bin von Gott und Menschen verlassen; dieses Bündel ist meine ganze Habe, diese Bank meine Wohnung.“

„Das ist ja entsetzlich!“ rief die Rüthmann mit salbungsvoller Entrüstung. „Sie armes Kind! Sie triefen ja wie eine Wassermaus, und zittern vor Frost. Gewiß will ich Ihnen helfen; ich biete Ihnen vorerst meine Wohnung an, das ist Christenpflicht. Kommen Sie rasch, wir nehmen uns eine Droschke, es ist weit, unterweges erzählen Sie mir Ihre Schicksale.“

Ungesäumt bestiegen die Frauen an der Ecke der Charlottenstraße einen Fiaker und fuhren die Friedrichsstraße in die Höhe nach der Krausenstraße, woselbst die Rüthmann ihre Wohnung hatte.

An der Ecke der Behrenstraße ließ sie den Wagen einen Augenblick halten, angeblich, um in einem dort gelegenen eleganten Hotel ein kleines Geschäft zu besorgen.

Marianne sah in der Belle-Etage ein Fenster öffnen und ein bärtiges Gesicht scharf nach ihrer Droschke lorgnettiren.

Die Rüthmann kehrte schnell zurück und die Droschke hielt zehn Minuten später vor einem kleinen, einstöckigen Hause, Krausenstraße Nummer 124.

LVIII.

Die Kuppelei.

Der Weg führte durch eine grüne, niedrige Hausthür über einen engen Flur, eine kleine schmale Treppe in die Höhe.

Hier machte die Rüthmann Halt um eine Stubenthür zu öffnen, durch welche die Frauen in ein helles, bürgerlich eingerichtetes Zimmer traten.

Es war einfach grau angestrichen, die Möbeln gewöhnlich, aber brauchbar und unversehrt. Im Zimmer stand ein Bett mit blauer Kattundecke, gegenüber ein Sopha mit einem schwarzen, etwas abgenutzten Zeugbezuge; ein ähnlicher sogenannter Sorgenstuhl befand sich neben dem Ofen. Außerdem ein Schrank, Tisch, Kommode, Stühle und anderer Hausrath von einfachem Birkenholz.

Im Zimmer war es kalt. Der schwarze Ofen schien sich der Heizung schon entwöhnt zu haben.

„Warten Sie, liebes Kind," sprach die Rüthmann geschäftig zu Marianne, welche sichtlich erkältet war, „hier sollen Sie noch nicht bleiben."

Sie schritt bei diesen Worten nach der entgegengesetzten Thür, durch welche man in ein anderes Gemach trat, welches weit eleganter eingerichtet war, als man es nach dem ersten Empfang hätte glauben sollen.

Die Möbeln waren von Mahagoni und glänzend hell polirt.

Auf der Spiegelwand befand sich ein hoher Trumeaux. Der Sopha, mit Corduanleder überzogen, zeugte von Geschmack; vor ihm stand ein runder, mit einem rothen Teppich behangener Tisch. Die breite Himmelbettstelle war mit langen, weißen Gardinen verhängt, welche in demselben Stoff die Fenster garnirten. Andere Möbeln entsprachen diesen Proben.

Auffallenderweise vereinte sich damit eine gewisse Unsauberkeit, die für feinere Sinne einen fatalen Kontrast erzeugt hätte. An den Wänden, welche mit Papiertapeten beklebt waren, zeigten sich einige Fettflecke, der Fußboden verrieth Spuren von vergossenem Wein, in der Kante des Teppichs war ein Loch eingebrannt, und die Gardinen und Bettvorhänge hatten ein etwas verräuchertes und zerknittertes Ansehen. Der an sich eleganten Einrichtung wurde dadurch das Noble genommen, sie bekam ein gewisses zweideutiges Ansehen.

Eine angenehme, behagliche Wärme durchströmte die Luft.

„So," sprach die Wirthin zu dem vor Frost zitternden Mädchen, „hier ist es besser, hier sollen Sie bleiben. Aber nun vor Allem herunter mit dem nassen Zeuge, Sie werden mir sonst krank."

Marianne sah sich erstaunt in dem Prunkzimmer um, und mochte die Verwandlung nur mit Mühe begreifen.

„Hier soll ich bleiben?" fragte sie endlich; „hier ist es viel zu schade für mich. Lassen Sie mich vorne bei Ihnen wohnen."

„Närrchen, warum nicht gar,“ eiferte die Andere in zutraulicher Gutmüthigkeit, „wollen Sie sich ganz erkälten? Dort ist es ungeheizt. Für ein so liebes Mädchen wie Sie sind, ist mir nichts zu schade. Aber nun machen Sie doch, daß Sie das nasse Zeug ablegen.“

„Ich habe kein anderes,“ klagte das Mädchen halblaut, indem es gegen die immer empfindlicher werdenden Witterungseinflüsse am Ofen Schutz suchte.

„Hm! hm!“ rief die Rüthmann, sich mit der Hand an die Stirn schlagend, „wie man doch ist. Das hätte ich mir wohl selbst sagen können; aber da weiß ich auch zu helfen. Eine Freundin von außerhalb hatte mir kürzlich ihre Tochter auf einige Wochen anvertraut, deren Garderobe ist noch hier, davon will ich Ihnen gleich geben. Das Mädchen war mit Ihnen von einer Größe, das paßt ja herrlich.“

Frau Rüthmann öffnete behende den Mahagoni-Kleiderschrank, und nahm von der dort befindlichen Wäsche Mehreres hervor.

Marianne weigerte sich auch hier wieder, die feine Wäsche anzulegen; indeß die Andere drang gutmüthig genug in sie und ihr blieb überdies keine Wahl.

„Sagt' ich's nicht? Das paßt Ihnen scharmant!“ rief die Rüthmann, als Marianne in trockene, weiße Unterwäsche gekleidet, vor ihr stand, „nun auch noch ein Kleid; aber da wird wohl kein anderes da sein, als dies schwarzseidene, das müssen Sie anziehen.“

„Ach bewahre,“ versetzte Marianne abwehrend, „wie käme ich zur Seide; geben Sie mir ein altes Tuch; indeß trocknet mein Kleid wohl.“

„So!“ rief die Erstere in der obigen Hast, „und dabei erkälten Sie sich zum Ueberfluß doch noch. Nein, Mamsellchen, daraus

wird nichts. Kommen Sie nur her; angezogen! Sie sollen einmal sehen, wie hübsch Ihnen das stehen wird."

Mit diesen Worten warf sie dem Mädchen das Gewand über das Haupt und begann es hülfreich auf dem Rücken zuzuhäkeln.

„Scharmant!" rief sie, in die Hände schlagend, „nun sehen Sie einmal in den Spiegel, wie gut Sie aussehen. Sagt' ich es nicht?"

In der That gewährte die neue Toilette dem schlank gebauten Mädchen ein überaus wohlgefälliges Ansehen.

„Aber wie bloß ich am Halse gehe," sprach Marianne vor Schaam erröthend, „nein, das bin ich nicht gewohnt, so kann ich nicht bleiben."

„Ei du lieber Gott," schwatzte leichtfertig die Alte, „das ist einmal so Mode. Was sollen die Schneider machen; die junge Welt will es so. Aber im Grunde haben Sie doch Recht, binden Sie sich dies Tuch um." Bei diesen Worten reichte sie dem Mädchen ein kleines Knüpftuch aus Floretseide, das eben nicht viel bedeckte.

„Ich habe ordentlich mein Vergnügen daran, Sie so herauszuputzen," fuhr sie plaudernd fort, „und da kann ich es denn nicht leiden, Sie so wild mit dem Kopfe gehen zu sehen; das trieft ja noch Alles. Kommen Sie, machen Sie mir einmal den Spaß und setzen Sie sich, ich will sehen, ob ich noch Haare flechten kann."

Marianne mußte auf einem Stuhle vor dem Spiegel Platz nehmen und in wenig Minuten hatte die Alte wirklich einen sehr künstlichen Bau aus dem reichen Haarwuchs aufgethürmt.

„Nun will ich Sie aber auch nicht mehr quälen," schloß sie lächelnd, „nachdem Sie mir so viel zu Willen gewesen sind; ich will weiter für Sie sorgen, wir wollen uns eine warme Tasse Thee bereiten. Das soll Ihnen schon bekommen."

Der Abend war inzwischen völlig herein gebrochen. Die Rüth-

mann zündete eine Lampe an und hatte bald einen sehr comfortablen Theetisch mit dampfender Kanne servirt.

Marianne fühlte sich durch die angenehme Wärme und die nöthige Speise völlig gestärkt. Sie hatte Mühe die Gastfreundschaft ihrer Wirthin abzuwehren, welche bestrebt war, ihr eine Tasse nach der andern, stark mit Rum gemischt, einzunöthigen, um dadurch allen Folgen einer möglichen Erkältung zuvorzukommen.

Auf das Verlangen der Rüthmann mußte sie jetzt alle Erlebnisse der Zwischenzeit erzählen, und sie folgte gerne der Aufforderung mit der natürlichen Bereitwilligkeit, womit man sich vergangener Leiden erinnert.

Gespannt hörte die Andere zu, nur bisweilen durch ein Nicken oder ein Schütteln ihr inneres Leben andeutend. Eine seltsame Regsamkeit fuhr über die welken Gesichtszüge, als sie erfuhr, daß das Mädchen jetzt ganz heimath- und obdachlos sei, obendrein von der Polizei verfolgt und mit dem Arbeitshause bedroht.

„Liebes Kind,“ sprach sie, „Gott ist mit Ihnen gewesen. Vorläufig haben Sie mich gefunden, und da mögen Sie so lange bei mir bleiben, als es Ihnen ansteht. Dies Zimmer ist leer, Sie geniren mich nicht, ich Sie nicht.“

„Sie wälzen mir einen Centner von der Brust,“ sprach Marianne in ihrer Harmlosigkeit freudig zustimmend; „aber irgend etwas muß ich doch auch anfangen, um Ihnen nicht ganz zur Last zu sein.“

„Wir werden ja sehen,“ versetzte die Andere, „was sich thun läßt; wir überlegen das gemeinsam und da wird sich schon ein Lebensplan für Sie bilden. Vor Allem müssen Sie sich ausruhen und sich von Ihren Leiden zu erholen suchen.“

„Sie sind zu gut,“ rief Marianne dankbar aus, „und ich konnte

mich bestimmen lassen, einmal Arges von Ihnen zu denken, das muß ich Ihnen von ganzem Herzen abbitten."

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen."

„Ach eine unserer Mitgefangenen," erzählte Marianne weiter, „drückte mir beim Abschied einen Zettel in die Hand, wodurch Sie mich vor Ihnen warnen wollte, und ich hätte dem fast geglaubt."

Die Rüthmann wurde vor Zorn dunkelroth im Antlitz, schnell aber faßte sie sich wieder. „Wer ist vor solchen Weibern sicher," sprach sie, „dagegen werde ich mich nicht vertheidigen."

„O nein," sprach Marianne fast bittend, „das sollen Sie auch nicht; ich bereue mein Unrecht gewiß schon lebhaft genug."

„Sie werden sehen, ob ich es gut mit Ihnen meine," fuhr die Andere mit einem faunischen Lächeln fort; „meine jungen Freundinnen haben es immer sehr angenehm und sehr bequem bei mir gehabt."

Ein Zug an der Klingel störte hier die Frauen in ihrem Gespräch.

Die Rüthmann verließ das Zimmer.

Es dauerte eine ziemliche Weile; ehe sie zurückkehrte. Marianne hörte sie im Nebenzimmer lebhaft mit einer männlichen Stimme flüstern. Endlich trat sie in Begleitung eines jungen, sehr geckenhaft gekleideten Mannes ein, den sie Marianne als einen guten Bekannten Namens Henri präsentirte.

Marianne glaubte das Gesicht wieder zu erkennen, das sie am Nachmittage in der Behrenstraße aus dem vornehmen Hotel hatte nach ihrer Droschke spähen sehen.

Der Fremde that sehr bekannt und ungenirt.

Er streckte sich behaglich auf dem Sopha aus, legte die Füße auf einen Stuhl und versuchte es mit dem Mädchen ein Gespräch

anzuknüpfen. Dies Bemühen blieb jedoch ziemlich fruchtlos, da Marianne zu blöde und zurückhaltend war um mehr als die einsylbigsten Antworten von sich zu geben.

Herr Henri mißfiel ihr ganz besonders, vielleicht weil die jüngsten Vorgänge sie noch menschenfeindlicher gestimmt hatten, als früher, vielleicht weil er wirklich etwas Widerwärtiges in seinem Wesen hatte, das Unverschämtheit und Dünkel zu vereinen schien.

Nach einer Pause verließ die Rüthmann das Zimmer, um einer kleinen häuslichen Beschäftigung nachzugehen.

Diese Gelegenheit benutzte der Herr, um sich mit dem Mädchen in nähere Verbindung zu setzen.

Er zog sich einen Stuhl neben den ihrigen, auf welchem sie sich strickend niedergelassen hatte und suchte durch kleine Tändeleien eine gewisse Vertraulichkeit herbeizuführen.

Marianne gerieth hierdurch in eine seltsame, fast beängstigende Stimmung. Gern wäre sie dem Zudringlichen ausgewichen, hätte sie gewußt wie und wohin.

Doch ertrug sie alle faden Schmeicheleien und selbst Zudringlichkeiten, bis der Courmacher sich endlich niederbeugte, um sie auf die unbedeckte Schulter zu küssen.

Da erwachte der Zorn verletzter Weiblichkeit in ihr. Heftig sprang sie in die Höhe und eilte der Rüthmann, welche eben in das Zimmer trat, schluchzend entgegen.

„Ei, ei, was ist das?“ rief die Alte aufgebracht, „junger Herr, ich bitte das Mädchen in Ruhe zu lassen. Sie wissen, ich verstehe in dem Punkte keinen Spaß.“

Der Angeredete schien etwas beschämt nach seinem Hut zu suchen.

„Das Mädchen ist spröde, wie ein Stück gegossener Stahl!“

rief er halb scherzend, halb unwillig; „ist es denn ein Verbrechen, einen schönen Hals küssen zu wollen? — Gut, ich will mich für dies Verbrechen freiwillig verbannen. Adieu, mein schönes, böses Kind! Nur erlauben Sie mir einmal wiederzukommen.“

Mit diesen Worten verschwand der Fremde. Die Rüthmann folgte ihm in das Nebenzimmer. Marianne hörte ihn die halblauten Worte sprechen: „verdammt theuer, aber so geht es,“ und dann das Haus verlassen.

„Ein arger Wildfang, aber doch ein charmanter junger Mann, und reich, reich wie König Salomo,“ sprach die Rüthmann in das Zimmer zurückkehrend. „Lassen Sie sich das nicht so sehr zu Herzen gehen, liebes Kind, man muß den Männern wohl einmal eine Kleinigkeit nachsehen, wenn sie sonst nur gut sind.“

Marianne hatte sich, ohne zu antworten, mit einem Seufzer wieder auf ihren Platz gesetzt.

„Ja, was ich sagen wollte,“ fuhr die Alte fort, „ich habe ihn weggeschickt. Sie sollen mir heute Abend früh zu Bett, damit Sie alle Ihre Mühseligkeiten ordentlich ausschlafen, morgen ist auch noch ein Tag.“

Marianne war es gern zufrieden. Sie fühlte sich wirklich geistig und körperlich so erschöpft, daß Ruhe das Einzige war, wonach sie wirklich verlangte.

Die Rüthmann brachte ihr das große Himmelbett in Ordnung.

„Ehe Sie einschlafen,“ sprach Sie vorsorglich, „müssen Sie noch austrinken, was ich Ihnen hier in dem Glase bereitet habe; es schmeckt nicht schlecht und ist ein vortreffliches Hausmittel gegen alle Erkältungen und Aufregungen.“

Marianne empfand eigentlich wenig Neigung für das Hausmittel; indeß die unermüdliche Sorgfalt der älteren Freundin rührte

sie so sehr, daß sie ihr den Gefallen nicht verweigern mochte und den Trank arglos zu sich nahm.

Mit einem letzten Gutenacht=Wunsch ging die Andere aus dem Zimmer, um sich ebenfalls niederzulegen und bald war die todtmüde Marianne in einen festen und sichern Schlaf gefallen.

Armes Mädchen, für Dich giebt es keinen sichern Schlaf! —

LIX.

Das Erwachen.

Als Marianne am andern Morgen die Augen öffnete, fiel ihr erster Blick auf den Unbekannten von gestern, welcher völlig entkleidet neben ihr im Bett ruhte und sie freundlich anlächelte.

Mit einem gellenden Schrei der Verzweiflung entrang sie sich dem Lager und stürzte halb nackt in das Nebenzimmer der Rüthmann, welche selbst eben erst das Bett verlassen hatte.

Vergebens suchen wir nach Farben, um den Ausbruch ihres Seelenjammers zu schildern.

Sie schrie, tobte, ras'te, raufte sich die Haare aus dem Haupte, wollte sich das Leben nehmen, bis sie ermattet in todesähnlicher Ohnmacht zu Boden sank.

Aber im andern Moment hatte das furchtbare Verhängniß sie wieder wachgerüttelt und die Verzweiflung begann von Neuem, bis sie abermals kraftlos zu Boden sank.

Sie wußte selbst nicht, was mit ihr geschehen war. Eine

wahre Betäubung hatte sich ihrer bemächtigt gehabt und die ganze Nacht hindurch alle ihre Sinne gefesselt gehalten. Aber sie begriff es, daß ein neues schreckliches Unheil, schrecklicher als alle früheren, über sie gekommen, daß der Fluch der Sünde über ihre ganze Zukunft gesprochen sei.

Die Arme! Hätte sie auf die ehrliche Warnerin im Criminalgefängniß gehört! Sie war in die Hände der abgefeimtesten Kupplerin Berlins gefallen, und ein narkotischer Schlaftrunk, von der teuflischen Maske der Freundschaft selbst kredenzt, hatte dazu helfen müssen, sie um ihr heiligstes Erdengut zu betrügen.

Die Rüthmann bewies in dieser Situation eben so viel scharfen Verstand als abgefeimte Nichtswürdigkeit.

Sie ließ das Mädchen toben und rasen, wie es wollte, ohne sich die mindeste Einrede zu erlauben. Erst als die physische Ermattung die Oberhand gewann und kein ernstlicher Widerstand mehr von dem erschütterten Wesen zu erwarten war, begann sie ihre Gegenrede.

„Du bist ein undankbares Geschöpf," rief sie mit zorniger Entrüstung, „mir so zu danken für alle Liebe und Sorgfalt. Was willst Du eigentlich und worüber beklagst Du Dich? Du kannst bei mir eine elegante Wohnung, Speise und Kleidung, Putz und Vergnügungen, kurzum Alles haben, was Dein Herz begehrt und Du kannst es behalten, so lange Du selbst willst. Steht das im Verhältniß zu dem Elend und der Noth, aus der ich Dich gerissen habe? Heh! antworte einmal."

Marianne war auf dem Sopha in apathischer Ermattung zusammengesunken, unfähig einen Laut hervorzubringen.

„Herr Henri liebt Dich," fuhr die Kupplerin leiser fort, „er wird für Dich thun und Dir geben, was Du verlangst; es ist

Deine eigene Schuld, wenn Du das Eisen nicht schmiedest, so lange es heiß ist."

Marianne lag noch immer auf dem Sopha mit halbgeschlossenen Augen, ohne Leben und Bewegung.

„Vor allen Dingen bist Du jetzt aus den Händen der Polizei errettet, und ich dächte, das allein wäre der Anerkennung werth. Herr Henri wird Dich unterhalten, dies zeigen wir ihr an und damit ist sie zufrieden, ohne Dich weiter wegen einer Wohnung oder eines Nahrungszweiges zu inkommodiren."

Marianne fuhr bei diesen Worten wild in die Höhe. „Ha, eben recht," rief sie, „daß Sie mich daran erinnern, dorthin werde ich mich wenden, bei der Obrigkeit wird man einem gemißhandelten Geschöpfe wohl Recht verschaffen."

„Ich sage Dir ja," wandte die Kupplerin trocken ein, „die Polizei wird zufrieden sein, wenn sie erfährt, daß Du von Jemand unterhalten wirst und Dich nicht weiter belästigen mit Arbeitsnachweis und so weiter; ist das nicht Recht genug?"

„Nein!" rief Marianne außer sich, „es ist nicht Recht genug. Ich will Recht gegen Sie, gegen Ihre schändliche, entsetzliche Handlungsweise, durch welche Sie ein armes, verwaistes Mädchen ganz ins Verderben stürzten. Dagegen will ich klagen, bis man mich hört, und sollte mir die Stimme versagen."

„So ist die Sache zu verstehen?" fragte die Andere höhnisch; „liebes Kind, sage das nicht noch einmal, es möchte Dir schlecht bekommen. Sieh', ich werfe Dich in Deinen Lumpen auf die Straße hinaus und leugne einfach ab, je mit Dir in Berührung gekommen zu sein. Was willst Du dann beweisen? Du wirst ja nicht einmal Zeit zum Versuch des Beweises haben; man wird sich Deiner bemächtigen und wie Dir schon angedroht ist, Dich wegen Arbeits-

scheue ins Arbeitshaus stecken. Nun wähle und fasse danach Deinen Entschluß: willst Du bei mir bleiben oder bei der Polizei?"

Von einem neuen Grausen ergriffen, vernahm Marianne diese entsetzliche Rede. Ja die Kupplerin hatte nur zu sehr Recht! Sie war ja ausgestoßen von der ganzen Welt, selbst von der Wohlthat des Gesetzes, welches sie, die Unschuldige, nur in seiner strafenden Strenge empfinden sollte.

Wohin konnte sie sich wenden, wenn die Kupplerin ihre Hand von ihr abzog? Ein großer Theil der von der Polizei ihr gesetzten Frist war verstrichen; ihre Arbeitsstelle in der Fabrik hatte sie verloren, auf eine eigene Wohnung durfte sie sich keine Hoffnung machen. Das Arbeitshaus mit allen seinen Schrecknissen mußte ihr Theil werden, wenn sie es etwa versuchen sollte, aus den sittenvernichtenden Händen der Kupplerin zu entfliehen.

Diese furchtbare Alternative war dem unglücklichen Mädchen plötzlich gräßlich klar geworden. Mit Fieberschnelle flogen alle jene Betrachtungen durch ihre Seele. Was sollte sie anfangen, wohin sich wenden? Ihre religiöse und sittliche Kraft war durch die unerhörtesten Schicksalsschläge gebrochen, jetzt hatte man sich zum Ueberfluß auch an dem Körper vergriffen. Es war wenig Neues geschehen.

Man muß es nicht vergessen, daß eine eigentlich geistige Unschuld ihr schon längst nicht mehr innewohnte. Sie hatte dieselbe in dem Keller des buckligen Jobs bewahrt; aber im Kriminalgefängniß verloren. Dazu war sie körperlich krank, erschüttert und abgemattet. Dies erklärt es, daß ihr Widerstand geringer war, als er unter andern Umständen hätte sein müssen.

Sie war mit einem Wort absolut vernichtet.

Dumpf sprach sie nach einer Weile zur lauernden Kupplerin:

„Sie haben Recht, ich habe Unrecht, wir wollen zusammen bleiben. Melden Sie der Polizei was Ihnen gut scheint.“

So war Marianne denn endlich zu den Verworfensten ihres Geschlechts herabgesunken und die Schuld dieses gräßlichen Verhängnisses lastete auf Niemand anders als auf der Verkehrtheit, dem Widerspruch und der Tyrannei der gesellschaftlichen Einrichtungen.

Ende des vierten Bandes.

Druck von **Louis Humblot** in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Geheimnisse von Berlin Aus den Papieren eines Berliner Kriminalbeamten

Bd.: 4

Berlin 1844

P.o.germ. 430 gp-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108546-3